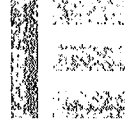


Wilfried Ferchhoff

Jugend und Jugendkulturen im 21. Jahrhundert

Lebensformen
und Lebensstile



VS VERLAG FÜR SOZIALWISSENSCHAFTEN

Inhalt

Einleitung.....	9
1. Vom Wandervogel zu den heutigen postalternativen Jugendkulturen. Kontinuität im Wandel von Jugendkulturkonzeptionen.....	27
2. Veränderte Strukturen sozialer Ungleichheit. Gesellschaftliche Globalisierung und Individualisierung - Segen oder Fluch?.....	64
3. Zur Differenzierung des Jugendbegriffs.....	85
4. Entwicklungs- und Lebensbewältigungsaufgaben von Jugendlichen neu definiert - ein anderes Verständnis von fragiler (Patchwork-)Identität.....	98
5. Pauschale Jugendbilder und epochale Generationsgestalten.....	111
6. Jugendgenerationen im Wandel nach dem 2. Weltkrieg.....	123
7. Jugendkulturelle Stile und Szenen im 21. Jahrhundert.....	174
8. Idealisierung und Individualisierung von Jugend am Beispiel Mode und Sport.....	235
9. Veränderte Erziehungs- und Sozialisationsbedingungen in Familie, Schule, Beruf, Freizeit und Gleichaltrigengruppe.....	266
9.1 Jugend ist im ambivalenten Sinne individualisierte Jugend.....	286

1. Auflage 2007

Alle Rechte vorbehalten

© VS Verlag für Sozialwissenschaften | GWV Fachverlage GmbH, Wiesbaden 2007

Lektorat: Stefanie Laux

Der VS Verlag für Sozialwissenschaften ist ein Unternehmen von Springer Science+Business Media.
www.vs-verlag.de



Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Die Wiedergabe von Gebrauchsnamen, Handelsnamen, Warenbezeichnungen usw. in diesem Werk berechtigt auch ohne besondere Kennzeichnung nicht zu der Annahme, dass solche Namen im Sinne der Warenzeichen- und Markenschutz-Gesetzgebung als frei zu betrachten wären und daher von jedermann benutzt werden dürfen.

Umschlaggestaltung: KunkelLopka Medienentwicklung, Heidelberg

Druck und buchbinderische Verarbeitung: Krips b.v., Meppel

Gedruckt auf säurefreiem und chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in the Netherlands

ISBN 978-3-531-15342-1

9.2 Jugend ist Schul- und Bildungsjugend.....	290
9.3 Jugend ist arbeitsferne Jugend.....	308
9.4 Jugend ist (auch) Gegenwartsjugend.....	316
9.5 Jugend ist Leitbild- und Expertenjugend.....	320
9.6 Jugend ist Kaufkraft- und Konsumjugend.....	326
9.7 Jugend ist alltagskulturell vermittelte Jugendkulturjugend.....	331
9.8 Jugend ist alltagspragmatisch familiäre Versorgungs- und umsorgte Mutterjugend.....	334
9.9 Jugend ist eine in Partnerschaften und familiären Zusammenhängen emotional aufgeladene und psychosoziale Nutzenfunktionen gewinnende Jugend.....	338
9.10 Jugend ist Gleichaltrigenjugend.....	343
9.11 Jugend ist weibliche und männliche, aber auch androgyn und metrosexuelle Jugend.....	348
9.12 Jugend ist sexuelle Jugend.....	352
9.13 Jugend ist auf Autonomie zielende liberalisierte, aber auch in postautoritären Zeiten permissive (Erziehungs-)Jugend.....	355
9.14 Jugend ist Multi-Media-Jugend.....	360
9.15 Jugend ist Patchwork-Jugend.....	377
9.16 Jugend ist nicht nur <i>sprachlose</i> Jugend.....	379
9.17 Jugend ist ego- und ethnozentrische Jugend.....	383
9.18 Jugend ist eine jugendpolitisch vergessene Jugend.....	388
9.19 Jugend ist (was die konventionelle Politik betrifft) parteien- schon weniger politikverdrossen und so gesehen keine politikabstinente Jugend.....	390
Literatur.....	399

Vorwort

In der redaktionellen Bearbeitung und insbesondere in der technischen Ausgestaltung des Bandes unterstützte mich Sven Kommer. Ihm sei für seine engagierte Mitarbeit gedankt.

Bielefeld, im August 1993 Wilfried Ferchhoff

Vorwort zur überarbeiteten, 2. Auflage

Seit der ersten Auflage dieses Buches (1993) sind inzwischen fast sechs Jahre vergangen. In diesem Zeitraum haben sich die jugendkulturellen Stillbildungen und Szenen gegenüber denen Anfang der 90er Jahre zum Teil beträchtlich verändert. Neue Jugendszenen sind entstanden, alte haben sich ausdifferenziert und viele Jugendstile und -szenen vermischen sich mittlerweile - sind in der Regel nicht mehr so strikt gegeneinander abgegrenzt. Deshalb ist es auch notwendig, die jugendkulturellen Entwicklungen und Ambivalenzen an der Wende zum 21. Jahrhundert neu zu justieren, die freilich auch die gesellschaftlich-soziologischen Rahmungen, Einbettungen und Verweisungszusammenhänge vornehmlich der Individualisierung, Pluralisierung, Differenzierung, Mediatisierung, Kommerzialisierung und Globalisierung einschließen.

Ich habe zwar in den Grundzügen die Tektonik der ersten Auflage beibehalten, dennoch musste das gesamte Buch - die empirisch belegten jugendkulturellen Neuerungen aufnehmend - an vielen Stellen überarbeitet, ergänzt und verändert werden.

Bielefeld, im Dezember 1998 Wilfried Ferchhoff

2. Veränderte Strukturen sozialer Ungleichheit. Gesellschaftliche Globalisierung und Individualisierung - Segen oder Fluch?

Das rapide Wuchern von immer neuen und anderen Strukturtypisierungen und -etikettierungen zur gesellschaftlichen Zeitdiagnose zu Beginn des 21. Jahrhunderts - von der schon 1969 von Alain Touraine publizierten und 1972 von Daniel Bell erweiterten Beschreibung einer *post-industriellen Gesellschaft* (vgl. hierzu sehr informativ Häußermann/Siebel 1995, Spinner 1998; Sennett 1998; 2005) über die *Freizeit-, Überfluss-, Erlebnis-, Netzwerk-, Wissens-, Informations-, Selbstbedienungs-, Risiko(vermeidungs-), Stress-, Beschleunigungs-, Multioptions- und vernetzte Kommunikations- bzw. Web-2.0-Gesellschaft* bis hin zur segmentierten, systemischen, zuweilen auch *gleichgültigen (post)modernen oder egozentrischen, individualisierten und prekären, globalisierten Ellenbogen- und Zwei-Drittel- bzw. Ein-Fünftel-Gesellschaft* oder auch *wärmespendenden Nischengesellschaft und moralische und materielle Verantwortung übernehmenden neuen, investiven, zivilgesellschaftlichen Bürgergesellschaft*, (das Einfordern von mehr Eigenverantwortung, mehr Initiative und mehr Engagement klingt freilich für diejenigen, die nicht über die nötigen materiellen und immateriellen Ressourcen verfügen, sehr zynisch; so etwa Nolte 2006)) - scheint im Dickicht der Interpretationen zur Beurteilung von Lebensverhältnissen in der Bundesrepublik Deutschland trotz unterschiedlicher Standpunkte und Sichtweisen eher den Eindruck hektischer Suche als stabilisierter Gewissheit zu machen (so schon Joas 1988). Ähnliches scheint sich je nach ideologisch unterschiedlicher Perspektive auch in dem permanenten Abschiednehmen von den traditionellen Segnungen der Fortschritts- oder Arbeitsgesellschaft anzudeuten, die ökologisch wie ökonomisch über ihre Verhältnisse zu leben scheint (Beck 1997, 19). Zumindest wird das alteuropäische und westliche Grundparadigma der Vollerwerbsgesellschaft - die bezahlte, abhängige, ganztägige und außerhäusliche Vollerwerbstätigkeit und vor

allem auch ein zu konsumtiver Sozialstaat - von vielen Seiten in Frage gestellt. Und die jeweils in einem Begriff zusammen gefassten Gegenwartsdiagnosen der *neuen Ratlosigkeit, des fraktalen Faktenwissens, der Zukunftswissenschaft* sowie der *neuen Unübersichtlichkeit* und *Innovationsmüdigkeit* kennzeichnen auch im experimentellen Stadium des *Projekts der zweiten resp. der reflexiven Moderne* (zusammenfassend: Giddens 1995; Beck/Giddens/Lash 1996), der - die gesellschaftlichen Beziehungen zwischen Kapital (eher global, koordiniert) und Arbeit (eher lokal, fragmentiert, diversifiziert und hochgradig individualisiert), tiefgreifend transformierenden - *Netzwerkgesellschaft* (Castells 2000), der *flüchtigen Moderne* (Baumann, 2003) und *riskanten Moderne* (Paul Nolte 2006) mehr das Beurteilungs- bzw. das Erkenntnisproblem als seine Lösung. Immerhin scheinen die meisten solcher nicht selten verfallsdiagnostisch und kulturkritisch angehauchten, vereinfachenden, schlagwortartigen Zuspitzungen wie gestiegenes Wohstandsniveau, Anspruchsdenken, Hedonismus, Narzissmus, Egoismusfalle, Werteverfall, Entsolidarisierung etc., freilich mit verschiedenen, aus unterschiedlichen Theorieprogrammen (einfache Moderne, Dialektik der Aufklärung, Postmoderne, posttraditionale, wissensintensive, reflexive Modernisierung) stammenden Akzentuierungen, „wichtige Orientierungsfunktionen in einer schwer überschaubaren und sich (rapide) wandelnden (und alte, einfache moderne gesellschaftliche Strukturen und Sozialbindungen aufweisenden individualisierten) Gesellschaft zu erfüllen (Hradil 1990, 111).

Um den Zustand und die sozialstrukturelle Entwicklungstendenz unserer Gesellschaft, wie etwa das Alltagsleben durch den globalisierten gesellschaftlichen Wandel angesichts seiner tendenziell „weltweiten Inszenierung der Gleichzeitigkeit“ (Guggenberger 2002, 238) beeinflusst wird, und was etwa Lebensbedingungen, Lebenslagen, Lebensformen, Lebensstile und Mobilitäts- und Bildungschancen betrifft, ein wenig *gehalten- voller* und *ausagekräftiger* zu beschreiben, gehört es inzwischen auch zu den gängigen professionellen sozialwissenschaftlichen Standardfloskeln darauf hinzuweisen, dass wir in einer durch fortschreitende Prozesse der Differenzierung, Pluralisierung, Individualisierung und Lebensstilästhetik (Allbrecht 1990), der Enttraditionalisierung, Entstrukturierung, der

Globalisierung und Normdiffusion (bei gleichzeitig polarisierenden Tendenzen) zu charakterisierenden Zivilisation leben. Die alten - aus den ökonomisch-objektiven Lebensverhältnissen resultierenden - Strukturen sozialer Ungleichheit und Konfliktfronten sind keineswegs verschwunden. Sie haben sich z. T. sogar noch verschärft, sind aber zweifelsohne partiell durch andere, vornehmlich subjektbezogene Dimensionen der Milieu- und Lebensstildifferenzierung überlagert worden. Man kann allerdings auch ohne Übertreibung sagen, dass mindestens seit 1989 - wenn auch die alten Klassenmilieus in der heutigen Sozialstruktur sich aufgeweicht und eine Metamorphose in Richtung auf „vermehrte Selbstbestimmung und Individualisierung“ im Kontext der alltäglichen Lebensführung durchgemacht haben (Vester 1998, 109ff.) - die Normalität der sozialen Ungleichheit zurückgekehrt ist, wobei selbst die kontrafaktischen Ideen der Gleichheit und Gerechtigkeit immer mehr in den Hintergrund getreten sind. Auch in Deutschland leben zu Beginn des 21. Jahrhunderts nicht zuletzt vor dem Hintergrund der Entkoppelung von Wirtschafts- und Arbeitsmarktentwicklung mehr als sieben Millionen Menschen im Schatten des Wohlstands, wobei Armut, Arbeitslosigkeit und der Bezug von Arbeitslosengeld I und II, Sozialhilfe bzw. Hartz IV schon längst nicht mehr *nur* den traditionellen Klassenstereotypen und den sozialen Unterschichten folgen.

In Zeiten der entfesselten Globalisierung, die - wie manche meinen ökonomisch gesehen - in Einzelfällen bis in die frühe Neuzeit in der Wirtschafts- und Unternehmensgeschichte nachzuweisen ist anhand transnationaler Orientierung und Betätigung der „Multinational Enterprises“ holländischer, britischer, amerikanischer und deutscher Herkunft, „lange bevor Globalisierung ein Schlagwort des ausgehenden 20. Jahrhunderts wurde“ (Abels hauser 2004, 34). Es ist sehr umstritten, inwiefern die aktuelle Globalisierungsdynamik in ihren organisatorischen und institutionellen Ausprägungen einen tiefen Bruch mit der Vergangenheit vor dem Hintergrund beschleunigter weltgesellschaftlicher Vereinahmungsprozesse markiert - oder ob sie in der „normalen wirtschaftlichen Entwicklungskontinuität des Kapitalismus“ zu interpretieren ist (Abels hauser 2004, 34). In ökonomischer Perspektive nimmt die Globalisierungsdynamik den Weg auch vom „industriell führenden Nationalstaat

zu den industriell führenden transnationalen Konzernen“ (Jenner 1997, 119). Immerhin entsteht „nicht nur eine neue Vielfalt von Verbindungen und Querverbindungen“ etwa im Kontext einer „polyzentrischen Weltpolitik zwischen Staaten und Gesellschaften“. Globalisierung heißt auch, dass die Einheit von Nationalstaat und Nationalgesellschaft aufgeweicht wird. „Es bilden sich neuartige Macht- und Konkurrenzverhältnisse, Konflikte und Überschneidungen zwischen nationalstaatlichen Einheiten und Akteuren einerseits, transnationalen Akteuren, Identitäten, sozialen Räumen, Lagen und Prozessen andererseits“ (Beck 1997d, 47).

Und am Beginn des 21. Jahrhunderts lauten bei aller differenzierten Reflexivität und bei allen verschiedenen Sichtweisen zur Globalisierung - wir können ökonomische, arbeitsmarktbezogene, kommunikative, technische, ökologische, zivilgesellschaftliche, arbeitsorganisatorische und kulturelle (insbesondere die kulturellen Sichtweisen werden in dem vorliegenden Beitrag über die Geschichte der globalen Jugendkulturen weiter unten entfaltet) Dimensionen unterscheiden - die Kernthesen zur Globalisierung etwa folgendermaßen (vgl. zum folgenden Betz 1997, 18ff.; Jenner 1997, 115ff.; Beck 1997d, 39ff.; Ferchhoff 1997, 217ff.; Negt 1998, 7; Rürup 1998, 7; Castells, 2000; Kemper/Sonnenschein 2002; Dahrendorf 2002, 13ff.; Spiegel special, 2005; Abels hauser 2004, 34ff.; Hutton/Giddens 2004):

- Eine - in der bisherigen Geschichte nur in der Tendenz bekannte - weltweite Vernetzung und Integration von Waren-, Dienstleistungs-, Kapital- und Arbeits- und Informationsmärkten und vornehmlich der Medienentwicklung (der Weg vom Telefon über das Radio, über das Fernsehen, über den Computer zum Internet) hat vor allem durch eine rasante Beschleunigung und Verringerung der Transport- und Kommunikationsmittel stattgefunden. Was allerdings strategisch und propagandistisch als Globalisierung erscheint, ist letztlich ein „gestiegener Austausch von Waren, Dienstleistungen und Kapital im Dreieck Europa-USA-Japan“ (mehr als 70%) mit einigen Ausnahmen in Staaten der (ehemals) *Dritten Welt wie bspw. China und Teile Südostasiens*. Von dieser Globalisierungsstrategie (es wird auch gleichsam von Internationalisierung des Wirtschaftens gesprochen, teilweise synonym, gelegentlich auch different zur Globalisierung; vgl. bspw. Dahrendorf 2002, 16) werden so gesehen „mehr Menschen aus- als eingeschlossen“ (Walther 1998, 35). Dennoch: Als Motor einer solchen beschleunigten Vernetzung der Welt sind insbesondere die dynamischen technologischen Innovationen etwa der Mikroelektronik, der Computernetze, der Satellitennetze oder der Tele-

kommunikation zu nennen. Es ist zu einer Entkoppelung der Arbeit vom Ort ihrer Ausführung gekommen. Unternehmen oder gar ganze Industriezweige sind heute in der Lage, einen großen Teil ihrer Produktionsstätten und produktionsnahe Dienstleistungen wie Entwicklung, Design und Marketing dorthin zu verlagern, wo jeweils die Produktionsbedingungen in Bezug auf Steuerniveau, Subventionsaussichten, Sozialleistungen, Lohnkosten und Umweltauflagen am preisgünstigsten sind. Dies sind auch die Schlagwörter aus der Debatte über die sogenannten Global Player und die sogenannten Standortvorteile von Unternehmen.

Der Kollaps des *Staatsozialismus* sowie das Ende des *Ost-West-Konfliktes* haben nicht nur zur Verwestlichung und kolonialisierten Kapitalbesetzung des Ostens geführt, sondern auch die Entwicklungsländer sind noch drastischer, ungefilterter und ungeschützter in den Sog der weltweit floatenden Kapital- und Warenströme und Arbeitsmärkte gelangt. Für die wanderungswilligen, flexiblen, hungrigen und grenzenlos vermittelbaren Arbeitnehmer, die man als „Globalisierungsgewinner“ rund um den Globus einstuft kann, stehen bspw. migrationsfreundliche, sportliche Wanderarbeiter, in Süd- und Mitteleuropa etwa vornehmlich hochbezahlte Fachkräfte für das Balltreten und Tore schießen. Sie kommen als geringesehene Einwanderer aus Litauen, Lettland, Serbien, Montenegro, Kroatien, Albanien, Tschechien, Weißrussland, Ukraine, Moldawien, Togo, Aserbeidschan, Bulgarien, Rumänien, Bosnien-Herzegowina, Ghana, Nigeria, Brasilien, Argentinien, Paraguay, Uruguay, Kolumbien, Mexiko und Chile usw., die die Spielkultur in den Stadien West- und Südeuropas erhöhen. Während in Deutschland Pflegeschwestern aus dem Baltikum, Tschechien und der Slowakei und angeblich oder tatsächlich selbständige Handwerker und Dienstleistungsanbieter aus ganz Osteuropa in die westeuropäischen Metropolen strömen und „polnische Saisonarbeiter“ Moselwein und Spargel weit unter Tarif ernten und stechen und unsere Nordseekrabben für winzige Stundenlöhne in Marokko ausgepult werden, bekommen polnische und marokkanische Fußballnomaden als Fremdarbeiter in deutschen Ligen Traumgagen, weil sie mit ihrem raren Können auch in den Nachbarländern begehrte sind“ (Schümer 1998, 1).

Die ortlose Kapital- resp. die Marktlogik hat sich von nahezu sämtlichen nationalen „Barrieren, Kontrollen, Widerstandspotentialen, Gegenmachtpositionen befreit“. In diesem Zusammenhang werden die sozialen Sicherheitssysteme und auch die Kampf-bereitschaft und der solidarische Halt von den traditionell ortsbezogenen Organisationen der Arbeiterbewegung aufgeweicht (Negt 1998, 7).

Eine - in den einzelnen Staaten sehr unterschiedliche - Deregulierungspolitik vom Staat zum Markt hatte Auswirkungen auf die Finanz- und Warenmärkte, die gleichsam auch zu einer Abkopplung der Finanzwelt von der Warenwelt führte. Die Globalisierung der Finanzmärkte ist auch dadurch erleichtert worden, dass mit dem Ende des Dollars als „intendierte Reservewährung - die Aufhebung seiner Konvertibilität in Gold 1971“ - also mit dem Floating ein wichtiger Schritt in diese Richtung in Gang gesetzt wurde (Dahrendorf 2002, 15).

Die internationalen Industrie-, Dienstleistungs- und vor allem Kapitalmärkte haben den Handlungsspielraum von politischen Regulierungen der einzelnen Regierungen und

Nationalstaaten erheblich eingeschränkt, was wiederum Auswirkungen auf Konjunkturzyklen auf das Fortbestehen und Zukunft des Wohlfahrtsstaates sowie auf den Zusammenhalt von Bürgergesellschaften hat. Gleichwohl können auch die Nationalstaaten zu Global Playern als Träger der Strategie der Globalisierung werden. Die Tendenz geht zudem nationalstaatlich betrachtet insbesondere auch im Rahmen der Misteuerung wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Abläufe weg vom Primat der Verteilungsorientierung und hin zur Wachstums- und Wettbewerbsorientierung. Insofern scheint es auch sehr fraglich zu sein, ob transnationalstaatliche Regelungskompetenzen und gewünschte postnationale, weltbürgerliche Demokratien zukünftig die Nationalstaaten entmachten können. Wahrscheinlicher sind trotz einiger Denationalisierungstendenzen verschiedene renationalisierte Strömungen, die die demokratischen Diskurse in Frage stellen können und die vielen Globalisierungsverlierer in lokalen Gemeinschaften populistisch auffangen können (Walther 1998, 35; Dahrendorf 2002, 23).

Angesichts des wachsenden Wettbewerbs von sogenannten Billiglohnländern, die mit ihrem „reichen Reservoir an Arbeitskräften einen komparativen Vorteil auf den Märkten für massenproduzierende Güter haben, werden die entwickelten Industrieländer immer mehr gezwungen, sich auf die Herstellung jener Güter und Dienstleistungen zu verlegen, deren Produktion relativ wissensintensiv ist. Somit kommt es aber zu einer nachhaltigen Reduzierung der Nachfrage nach gering qualifizierter Arbeit, während die Nachfrage nach qualifizierter Arbeit dementsprechend steigt“ (Betz 1997, 20). Einher geht damit eine wachsende Ausdifferenzierung, Segmentierung und vor allem Polarisierung der Arbeitsmärkte - inklusive erheblicher Einkommensdifferenzen und Massenarbeitslosigkeit. Das vorwiegend industriell geprägte sogenannte Normalarbeitsverhältnis, das durch dauerhafte, quasi unbefristete Vollzeitbeschäftigung und Sozialversicherungspflicht gekennzeichnet war und ist immer noch rund 60% der Beschäftigungsverhältnisse in Deutschland ausmacht, wird im Medium der *Entbetrieblichung der Arbeit*, des *beschleunigten Wandels der Berufsbilder* sowie der *Aufweichung der traditionellen Fachlichkeit* (Rürup 1998, 7) und der Erosion der alten Normalarbeitsverhältnisse zusehends mehr überlagert durch andere, für eine wachsende Zahl zur Existenzsicherung nicht ausreichende prekäre Beschäftigungsformen der Teilzeitarbeit, der geringfügigen Arbeitsverhältnisse, der Werkvertragsbeschäftigung, der befristeten Arbeitsverhältnisse, der Leiharbeit, der Scheinselbständigkeit usw. Hierzu gehören auch die sogenannten „kreativen Multijobber“, die inzwischen als hochflexible und stets mobile Honorarkräfte, Praktikanten, Mehrfachjobber in permanenten Überbrückungssituationen die neue Arbeitswelt und ganze Stadtviertel bevölkern. „Designer verkaufen tagüber Filzhandtaschen in minimalistisch gestylten Ladenlokalen und bestücken nachts Supermarktgänge mit Toilettenartikeln, junge Menschen, die eigentlich Drehbücher schreiben, bedienen in Straßencafés - und alle sind irgendwie (selbstausbeutend) selbstständig“ (Der Spiegel vom 31. 7. 2006, 47). Diese neuen, tendenziell unsicheren Beschäftigungsformen einer „Generation des Weniger“ (Beck 2006, 50) werden in der nahen Zukunft weiter zunehmen. So gesehen tauchen unter veränderten Arbeits- und Lebensbedingungen die alten kapitalismusspezifischen Zeichen des extremen Reichtums auf der einen und der neuen Massenarmut auch für diejenigen, die in den Zentren auf

dem ersten Arbeitsmarkt ausgemustert werden, auf der anderen Seite im neuen Gewande auf. Diejenigen, die im staatlich subventionierten und alimentierten *Zweiten* oder *Dritten* Sektor entweder mit dem aus den USA importierten Schlagwort der sogenannten sinnstiftenden *Neuen Arbeit/New Work* oder mit marktförder, freundlich-sozialverträglicher sozialpädagogischer Bürgerarbeit in Altenheimen, Suppenküchen, Mutterzentren, Garagenfirmen und in der Krankenpflege *vertröstet* werden, aber auch große Teile derjenigen, die im Medium des Abschiednehmens von der Sicherheitsgesellschaft zur *Neuen Selbstständigkeit* sich selbst lebensästhetisch in Szene setzen (so etwa Goebel/Clermont 1997) oder euphemistisch ermuntert, gefördert oder auch nur gezwungen werden, sind neben denjenigen, die im Zusammenhang des viel beschworenen *Ideals des Dienens* neue, prekäre Beschäftigungsverhältnisse eingehen, arbeitspflichtige, neofeudale Dienstbotentätigkeiten wie städtische Gruppengänge, Wäschewaschen, Mahlzeiten zubereiten, häusliche Kinderbetreuung, Altenpflege, Gepäcktragen am Bahnhof plus geringem Entgelt - Ein-Euro-Jobs) annehmen müssen, *Kontrollen* aus Sozialhilfe plus geringem Entgelt der Sozialhilfe bzw. Hartz IV die ansonsten droht die Streichung oder Kürzung der Sozialhilfe (Hartz IV die eigentlichen Modernitätsverlierer (Greffrath 1998, 13). Vor einem solchen Hintergrund ist es auch nicht verwunderlich, dass die staatsfernen oder staatsfreien Sektoren der Arbeit immer mehr anwachsen - die sogenannte nicht legitimierte Schwarzarbeit oder Schattenwirtschaft. Sie trägt ihren Namen auch insoweit zu Recht, dass sie nicht nur im Schatten der traditionellen Erwerbsarbeit angesiedelt ist, sondern der „Schatten in dem sie blüht“, ist so fruchtbar, dass die grauen und schwarzen Arbeitsmärkte mit ihren Zuwachsraten alle anderen Wirtschaftszweige in den Schatten stellen“ (Adam 1998, 1). Die alten Industrien in den Zentren der europäischen Metropolen sind abgezogen, während in bestimmten Teilen andere Arbeitsplätze insbesondere im tertiären Sektor ohne direktes Wohnumfeld entstanden sind. Seit mehr als 15 Jahren ist allerdings auch deutlich geworden, dass der tertiäre und quartäre Dienstleistungssektor nicht alle *gesetzten* Arbeitskräfte aufnehmen konnte, zumal der Dienstleistungssektor (Banken-, Versicherungswesen, Einzelhandel etc.) selbst in den Sog der verschiedenen Rationalisierungs- und Automatisierungswellen geraten ist. Nicht nur Home-Banking und Tele-Shopping, sondern viele andere Dienstleistungen, die ehemals von bezahlten Angestellten ausgeführt wurden, müssen mittlerweile von den *Kunden* selbst erledigt werden. Dies sind alles Kennzeichen eines empirisch belegbaren und durch die neuen Informationstechnologien weiter geförderten Wandels zur *Self-Service Gesellschaft*. Gravierende Wohnumfeldänderungen und Wandlungstendenzen sind freilich auch für die ehemaligen typischen Arbeiterlagen und Ordnungen sowie der arbeiterkulturellen Boden entzogen worden. Der ortsansässige Arbeiter (einschließlich Rentner, Arbeiterwitwen, Arbeitslose etc.) ist sich selbst bzw. der eigenen lebensweltlichen Ordnung fremd geworden“ (Hallsson 1997, 46).

Im Zusammenhang der gesellschaftlichen Umbruchs- und Globalisierungsprozesse ist vor allem auch die enorme „Dynamisierung der Migration“ zu erwähnen. Tendenziell homogene Gesellschaften wurden zu Einwanderungsgesellschaften. Prozesse der Mi-

gration führten dazu, dass viele europäische Gesellschaften – so zumindest ihre Selbstdeutungen – ihre (vermeintliche) „einheimische Homogenität“ verloren haben und neue multiethnische bzw. multikulturelle und auch neudeutsche parallelgesellschaftliche Profile aufweisen. Die Metapher Parallelgesellschaft, die zu Anfang der 90er Jahre des 20. Jahrhunderts von Wilhelm Heitmeyer im Kontext sozialwissenschaftlicher Analysen zur *Migrationsproblematik* und *Ausländerfeindlichkeit* zunächst ohne großes politisches Echo in die wissenschaftliche Debatte eingebracht wurde, wird seit zirka vier Jahren von Politikern als Argumentationsmuster im Einwanderungsprozess in alarmierender Absicht verwendet, um auf das ethnisch Fremde der und der Bedrohung von Migranten hinzuweisen, die nicht der Mehrheitsgesellschaft angehören (vgl. Kaschuba 2007, 8). Der Umgang mit der existierenden kulturellen oder multiethnischen Vielfalt war und ist bis heute oftmals von „wechselseitigen Abgrenzungen“ und Ausgrenzungen gegenüber Fremden und Fremdheit belastet. Aber nicht nur den „Einheimischen“ an den Stammtischen scheint das Leben in einer Einwanderungsgesellschaft, die, so gesehen, parallelgesellschaftliche Züge aufweist, Schwierigkeiten zu bereiten, sondern vor allem auch den zugewanderten Migranten, die sich nicht selten neben Demütigungen und Degradierungszereemonien und neben Selbstethnisierungstendenzen zumeist auch von den „Integrationshürden und -blockaden“ überfordert und/oder diskriminiert fühlen (Fritzsche 1998).

Die Globalisierung des wirtschaftlichen Handelns wird freilich auch begleitet von Prozessen, die als kulturelle Universalisierungs- und Globalisierungsvorgänge zu bezeichnen sind. In einer bekannten weltweiten Metapher ausgedrückt handelt es sich hierbei bspw. um das Stichwort „McDonaldisierung“ (schnelle und uniforme Nahrung und Mahlzeiten, schnelle Datenetze und Computer, schnelle Popmusik/MTV/iPod/iPhone). Globalisierte oder adäquater: translokale Kulturen, Markenprodukte oder adäquater: Life-Style- Marken bzw. Markenimages etwa von Starbucks, Microsoft, The Gap, Coca-Cola, Disney, Diesel, Nike, Adidas, Ikea, im Sinne eines „Corporate Branding“ (Klein 2002, 253) stehen in diesem Sinne für eine international sich durchsetzende weltweite Vereinheitlichung von Haltungen, Ideen, Kommunikationsformen, Lebensstilen, Lebensformen und schließlich auch noch „Warenangeboten, die dem Werbe- und Image-Design multinationaler Konzerne entstammen“ (Beck 1997d, 81 u. 206) und dort lanciert und auf viele Oberflächen projiziert werden. Suggestiert wird, dass Marken Bedeutungen anzeigen, Sinn verleihen und nicht Produkteigenschaften sind. Auf diese Weise sind Nike, Puma, Adidas und Reebok keine Schuhe, sondern stehen für Sport machen. „Microsoft stellt Kommunikation“ und nicht Software her; „Starbucks produziert Gemeinschaften und nicht Kaffee; Diesel kreiert eine Bewegung und nicht eine Bekleidungslinie“ (Klein, 2002, 254). Aber auch hier gilt es, die Paradoxien der kulturellen Globalisierung in den Blick zu nehmen. Denn kulturelle Globalisierung bedeutet stets auch „Re-Lokalisierung“, ohne dass es „automatisch zu einer Renaissance des Lokalen, des bornierten Provinziellen“ kommt. Es findet schon eine „nicht-traditionale Renaissance des Lokalen statt“, d.h., dass das Lokale gerade nicht als Insel vom kulturellen Weltmarkt abgeschottet werden kann, sondern seine Besonderheit, seine Spezifität nur im Medium des kontextaffinen Globa-

len als „translokaler Austausch“, als „Dialog“ oder als „wechselseitig durchdringender und befruchtender Konflikt“ aufgefasst werden kann. Hinzu kommt, dass im Zentrum des eigenen Lebens sich das Globale einnistet. Die Gegensätze und Widersprüche der Welt, der Religionen, der Kulturen, der Warenströme und Güter usw. finden nicht nur draußen statt, sondern mitten im eigenen Leben in trans- bzw. „multikulturellen Beziehungen und Familien, im Betrieb, im Freundeskreis, in der Schule, im Kino, beim Sport und Einkäufen an der Kasetheke, in der Kneipe, im Zug, beim Musikhören, Abendbraten, Liebmachen usw.“ (Beck 1997d, 129).

Wir sind aber auch Augenzeugen eines Gesellschaftswandels im Rahmen der *Zweiten Modernisierung*, in dessen Verlauf das Gefüge der klassischen Sinninstanzen und Gestaltungsmächte, der konventionellen politischen Organisationen und die erwähnten bislang prägenden arbeitsbezogenen Berufskulturen und Arbeitsrollen, die rigiden Arbeitsethiken, Lebensformen und soziokulturellen Wertmuster aufgeweicht und viele Menschen aus den ständisch und klassenkulturell geprägten und intersubjektiv erlebten Selbstverständlichkeiten, Gemeinschaftsbindungen, Arbeits-, Sozial- und Lebensformen *freigesetzt* bzw. *ausgebetet* werden.

Mit dem Verbrauch des kollektiven oder gruppenspezifischen Sinnservoirs der traditionellen Kultur (z.B. Klassenbewusstsein, christlicher Glaube, Altruismus, Gemeinwohl, Solidarität etc. und dem Abschnellen der traditionellen industriegesellschaftlichen Lebensprägungen etwa durch Klassen-, Konfessions-, Sozial-, Verbands- und Familienmilieus (der Arbeiterschaft, des (Bildungs-, Besitz-)Bürgertums, der ländlich-bäuerlichen Gesellschaft, der christlich-religiösen Gemeindegemeinschaft, der Nachbarschaft, des ortsbezogenen Sportvereins etc.) kommt es angesichts fortschreitender „funktionaler Differenzierung“ zu einer kontinuierlichen Ausdehnung einer Sphäre der sozialstrukturellen Unbestimmtheit und Unübersichtlichkeit. Und es kommt auf der Grundlage der in der Tradition von Max Weber stehenden Gesellschaftsanalyse Ulrich Becks angesichts des relativen Bedeutungsverlustes der institutionalisierten Ungleichheit zu einer Enttraditionalisierung und Entstrukturierung der Lebensführung bzw. zu einer tendenziellen Individualisierung von Lebenslagen und zu einer Differenzierung und Pluralisierung von Lebensstilen (Beck 1986; 1993; 1997; Beck/Gernsheim 1993; 1994). Mit der Aufweichung überkommener soziokultureller Kollektive und mit der Loslösung von Menschen aus traditionell-vertrauten Einbindungen gehen

massive Individualisierungstendenzen einher, die nicht mehr nur in „traditionale Vorgaben eingebettet und verankert sind“, sondern vielmehr auf institutionellen Zwängen und „sozialstaatlichen Vorgaben beruhen“ (Beck/Gernsheim 1993, 186). Diese (zuweilen auch ökonomiejenseitige) Individualisierung von Lebenslagen und alltagsästhetische Pluralisierung von Lebensformen und -stilen lässt so gesehen auch die ehemals engeren Zusammenhänge von objektiver Klassen- bzw. Schicht- und/oder Milieulage und persönlicher Lebensgestaltung nicht unberührt. Es kommt zu einer „partiellen Ent-Objektivierung sozialer Ungleichheit und zu einer Subjektivierung ihrer gesellschaftlichen Definition“ (Müller/Schneider 1998, 278). Eine tendenzielle Entkopplung zwischen „objektiven und subjektiven Momenten der Sozialstruktur, zwischen sozialen Lagen, Milieus und Lebensstilen konnte beobachtet werden (Berger/Vester 1998, 10). Klassen- und Sozialzusammenhänge werden im Medium der zahlreichen Metamorphosen nicht mehr so *direkt* und *unmittelbar* erlebt. Und die ehemals *determinierenden eindeutigen* sozialstrukturellen Einbindungen und gesicherten Identitätshäuser der Berufsarbeit des Individuums verlieren an Bedeutung.

Darüber hinaus scheinen mit dem „Ende der Ideologien“ nun auch neben den letzten geschichtsphilosophischen Resten die großflächig angelegten utopischen Gesellschaftsdeutungen und die großen Religionen des aufklärerischen Zeitalters zu verschwinden; sie haben angesichts des Abschnelzens kollektiver Vorstellungen und Visionen, so heißt es, ihre mehr oder weniger alle Gesellschaftsmitglieder verpflichtende Kraft verloren. Das *aufklärerische Projekt Moderne* sei an ein unrühmliches Ende gelangt, so etwa lautet eine radikale Diagnose. Herrschaft, Macht, Zwang, Entfremdung, Tyrannei, Gewalt und Zerstörung seien die zentralen Kennzeichnungen, die die vernunft- und emanzipationszentrierte Moderne in der Natur und in der Gesellschaft sowie in den einzelnen Subjekten hinterlassen habe. Während in solchen, die Spuren der Gewalt dechiffrierenden, radikalen Analysen zum *aufklärerischen Projekt der Moderne* sehr schnell und sehr schillernd in verschiedenen Spielarten vom *Ende* bzw. vom *Tod* des Individuums und des Subjekts gesprochen wurde, feierte auf der Grundlage des Individualisierungstheorems paradoxerweise das freilich ambivalent zu betrachtende Subjekt seine Auferstehung. Was

man allemal mit gewisser empirischer Evidenz beobachten kann, ist doch - wenn auch gesellschaftlich erzeugt und nicht selten marktabhängig erzwingen - die erstrangige Sorge um sich selbst. Individualisierung meint aber nicht nur Autonomie und beruht nicht nur auf der freien Entscheidung der Subjekte, sondern ist auch ein „paradoxe Zwang zur Konstitution, zur vermehrten Selbstbestimmung, Selbstgestaltung, zur Selbstinszenierung der eigenen Biographie, zur gelingenden Selbstsorge“ (Beck/Beck-Gernsheim 1993, 179).

In den Vordergrund tritt allerdings häufig ein „individualistisches Missverständnis der Individualisierungsdebatte“ (ebenda, 180f.) eine quasi „Übeneralisierung von Individualisierungsprozessen“ (Scherr 2004, 231) in dem Sinne, dass nur das schnittig durchökonomisierte, frei floatende, eigennützige und „ich-fieberhafte Ich“ jenseits der Vergesellschaftungsdimension als Körper, Seele und Idee zählt und betrachtet wird. Im Zuge der permanenten, häufig vergeblichen Suche in einer atemberaubenden, permanenten „Ich-Jagd“ (Gross 1999) nach dem *wahren Selbst*, kann dann der einzigartige *Ego-Trip* in einer Art „Selbstvergottung“ auf dem Weg in eine „Gesellschaft der Ichlinge“ (Beck 1997, 9; Keupp 2000) oder „der Egotripler“ (Keupp 2000, 4) selbstüberschätzende, suchtähnliche Züge annehmen. Wer allerdings „verzweifelt sich selbst sein will, sich jagt und jagt wird man früher oder später bemerken, dass man sich sowenig besitzen kann wie andere. Eine fundamentale Besitzlosigkeit als geteiltes Schicksal. Selbstgewissheit als prinzipielle Ich-Un-gewissheit. Das ist der einfache Leitfaden der Selbstübersetzung in andere, der, ein schwaches Wort dafür, Intersubjektivität ermöglicht“ (Gross 1999, 295).

Aber auch eine andere Lesart zum „individualistischen Missverständnis der Individualisierungsdebatte“ ist zu beobachten: In manchen essayistisch-kulturosoziologischen Varianten geht man offensichtlich vom neu aufgelegten Modell und Programm unter den heutigen Bedingungen ver-schärfter globaler Marktkonkurrenz des *homo oeconomicus*, also vom Selbststeuerungs- bzw. gewendeten neoliberalen Marktmodell des ego-zentrischen und expressionistischen Individuums aus. In vielen Lebensbereichen scheinen sich vordergründig vor allem der *freie Wettbewerb* und die ökonomischen Kalküle als Lebenslexikare durchgesetzt zu haben.

Denn auch das Kulturelle und das Soziale werden heute häufig rein ökonomisch, ja vornehmlich betriebswirtschaftlich vermessend. Ein ökonomischer Purismus auf der Grundlage von betriebswirtschaftlich durchsetzten und inspirierten Kosten-Nutzen Analysen hat sich breit gemacht. An die Stelle der Werte protestantischer Ethik, die den Geist des Kapitalismus beflügelt haben, namentlich Zweckrationalität, Leistungsbewusstsein, Arbeitszentriertheit, Pflückerfüllung, Pünktlichkeit und vor allem auch Verantwortung für andere bis zur Lebensaskese, Selbstverleugnung und Selbstaufgabe tritt die Ausbildung und Erhaltung der eigenen - wenn auch stets strukturell labilen und fragilen - „multiplen Patchwork-Identität“, die zwar ein Gefühl von sozialer Anerkennung und Zugehörigkeit braucht, aber nicht unbedingt „von einem Wunsch nach einem kohärenten Sinnganzen bestimmt sein muss“ (Keupp 1997a, 35). Und im Windschatten dieses neuen (übri-gens strukturell gesehen kollektiven) Individualismus auch auf der Suche nach Gemeinschaft im posttraditionalen Verständnis dreht sich vieles um sich selbst, um die eigene Biographie, um die eigene Lebensform, um den eigenen Geschmacks-, Arbeits-, Freizeit-, Konsum-, Sport-, Lebens- bzw. Persönlichkeitsstil. Ichbezogene Visionen eines *geglückten Lebens* werden hochgeschätzt. Nicht zuletzt weil immer weniger traditionell solidarisch-kollektive Lebensbezüge in der Gesellschaft aufgewiesen werden können, möchte man sich auch nicht selbst zugunsten übergreifender gesellschaftlicher Ansprüche und Ziele (Reich Gottes, geschwisterliche Welt, egalitäre Lebensbedingungen, Wohlstand und Frieden der Weltgesellschaft) vereinnahmen und *opfern* lassen.

Die teils sozialkulturell verankerte, teils sozialpolitisch angestrebte Solidarität, die in der eindeutig stratifizierten Gesellschaft zur Gemein-samkeit verpflichtet und bis dahin als Imperativ mit vielen Ausruferzei-chen gehandelt wurde, verschwand klammheimlich mit der Heraufkunft der marktwirtschaftlich ungezügelter freien Betätigung und heroischen Tugend des Durchsetzens der einzelnen - also auch der beinhalten karrie-resüchtigen Erfolgshedonisten und luxuriösen Neu Gourmets, deren ge-sellschaftliche Basismoral kaum noch Verantwortung für andere und so-ziale Gerechtigkeitsvorstellungen kannte. Rücksicht, Mitverantwortung und Solidarität schienen in diesem Menschenbild keinen Platz zu haben

(Bäcker 1990). Dennoch: Die zunehmende Prozess der gesellschaftlichen Individualisierung scheint zumindest an den Rändern eine neuen multiplen und netzwerkartigen „Typus von kommunikativer Solidarität“ hervorzubringen, der im Vergleich zu den traditionellen Gemeinschaftsbindungen jenseits eines allzu „moralisch aufgeladenen Helferpathos“ geprägten, weniger moralisch verpflichtenden Charakter aufweist und statt dessen *freiwilliger*, nützlicher, zwangloser, vielseitiger und beweglicher ist (Keupp 1993, 17). So gesehen baut „zunehmende Individualisierung nicht in pauschaler Weise Solidarbeziehungen ab“, sondern sie kann auch einen neuen Typus von freiwillig erbrachter „Solidarität“ (Keupp 1995; zit. n. Beck 1997a, 19; Keupp 2000) schaffen. Die narzisstischen und exhibitionistisch-individualistischen Trends können die herkömmlichen Solidarbeziehungen verändern, schaffen sie aber nicht gänzlich ab. An die Stelle des *Zwangs* manchmal vereinheitlichter und strenger Moral, überfeiner Manieren, Korrektheit, und einer Fülle von vorgeschriebenen konventionellen Tugendkatalogen und Verhaltensvorschriften kann immer mehr die Freiwilligkeit des Einhaltens und Aushandelns von Normen und Formen treten.

Nicht zuletzt auch im Zusammenhang der vermehrten Bildungsmobilität zumindest jenseits „bildungsferner Milieus“, des - freilich bei Erwerbslosigkeit und im Rahmen prekärer Arbeitsverhältnisse abnehmen - Massenwohlstands und verbesserter sozialer Sicherheit trotz „Turbulenzen in der Weltkrisengesellschaft“, Neuer Armut, Ein-Fünftel- und Zwei-Drittel-Gesellschaft haben sich dennoch für große Teile der Bevölkerung, die Ressourcen und Kompetenzen zur selbstständigen Lebensführung und Chancen auf eine sichere Erwerbstätigkeit besitzen (vgl. bspw. Nolte 2006, 155ff.), bislang unbekannte individuelle Spielräume zur Lebensgestaltung, Lebensplanung und Selbstverwirklichung eröffnet (Nolte 2006, 139) und ein entgrenzter kultureller Pluralismus der Lebensstile hat sich breitgemacht. Menschen haben angesichts der enormen Individualisierungsschübe die - freilich stets riskante - Chance, „stehen aber auch vor der Notwendigkeit, relativ vorbildlos ihre Lebensplanung, ihre Alltagsarrangements und ihre Lebensziele selbst zu wählen und zu gestalten“ (Hradil 1990, 130f.). Mit anderen Worten: Der Schub der Individualisierung weist viele Entscheidungsdilemmata auf: Er ermöglicht auf der

einen Seite die Chance und die Attraktivität selbstgestalteter Freiräume und selbstgesteuerter Integration, allerdings im dichten Geflecht von Institutionen von strukturellen Vorgaben und Restriktionen. Auf der anderen Seite heißt Individualisierung gerade nicht Entwurzelung, „nicht Atomisierung, nicht Vereinzelung, nicht Vereinsamung, nicht das Ende jeder Art von Gesellschaft“, nicht *Beziehungslosigkeit* und auch nicht *Netzwerklosigkeit* (Beck/Beck-Gernsheim 1993, 179). Individualisierungsschübe können jedoch gesellschaftlich anomische Tendenzen und gesellschaftliche Desintegrationsprozesse nicht unmittelbar, aber mittelbar verstärken.

Die vorfindbaren und insbesondere die verfügbaren biographischen Handlungshorizonte haben sich ausgeweitet und diversifiziert. Selbst in existentiellen Lebensbereichen sind permanent Entscheidungen bei abnehmenden Zumutungen ohne institutionelle Absicherungen etwa durch die enge lektive Zwänge und konventionelle Absicherungen etwa durch die enge Einbindung in Familie, Nachbarschaft, Arbeiter- oder kirchliches Milieu zu treffen. Auch die Fragen der alltäglichen Lebenspraxis werden somit immer weniger selbstverständlich im Lebensvollzug gelöst, sondern sind durch entscheidungsfähige und entscheidungsnotwendige Handlungsalternativen gekennzeichnet. Sozial vorgegebene Biographien werden so in „selbst hergestellte und herzustellende Biographien transformiert“ (Beck 1986, 216). Lebensführung, Moral, Sexualität, Kultur, Medien, Musik, Sport und Mode - sie kennen alle zumindest keine allgemeinverbindlichen kanonischen Vorschriften und Zurichtungen mehr. Statt dessen kommt es zu einer Selbstthematisierung und Biographisierung der eigenen Lebensplanung und -führung. Lebensform, Lebensplanung, soziales Milieu, Stand, Beruf, Wohnort, Konsum, Partner, Kinderkriegen usw., alles das, worüber wir heute mehr oder weniger persönlich befinden dürfen/müssen, lag in früheren Zeiten - ohne Wahl-, Einflussmöglichkeit und Selbstbestimmung - weitgehend fest.

Im 21. Jahrhundert sind dagegen nicht selten strukturell und gesellschaftlich erzwungene Wahlmöglichkeiten und freischwebende Selbstverwirklichungsbemühungen für viele Subjekte oftmals anstrengend, überfordernd und belastend. Die Zuwächse an Freiheitsdimensionen werden nicht immer als Befreiung, sondern auch als Belastungen und als Bedrohungen erlebt (Fritzsche 1998). Nichtsdestotrotz können sehr viele

Menschen ihre Biographie als Alternativen organisieren, zumindest betrachten, ohne permanent den Boden unter den Füßen zu verlieren" (Abels 1993, 435). Wenn vieles oder gar alles offen und nicht mehr eindeutig geregelt ist und zur Disposition steht; wenn kaum Routinehandlungen uns vom Zwang entlasten, immer aufs Neue entscheiden zu müssen, dann können solche Lebenssituationen als wenig verlässlich und instabil erlebt werden. Viele haben deshalb mit erheblichen Verunsicherungen zu kämpfen und stürzen in den Strudel diffuser Ängste, weil sie ihrer gewohnten Routinen, Regeln, Relevanzsysteme und Lebenshorizonte beraubt worden sind. Es entsteht eben nicht nur ein Handlungsspielraum für Individualität, sondern auch im Zusammenhang des gesellschaftlichen Freisetzungsprozesses ein gesellschaftlicher Bedarf dafür.

Solche strukturellen Globalisierungs- und Individualisierungsschübe und -zwänge erfordern hohe Ansprüche an die biographische Selbststeuerung und nicht selten eine enorme biographische Flexibilisierung von Verhaltensformen und Lebensweisen, mit denen nicht alle Gesellschaftsmitglieder in allen Lebensmilieus zurechtkommen können, zumal wenn die - nicht nur - ökonomischen Ressourcen zur „Bewältigung“ fehlen und die Rahmenbedingungen von Sicherheiten nicht vorhanden sind. Denn auch die sozialen Probleme und Benachteiligungen der Globalisierungs- und Individualisierungsverlierer werden als Resultat gesellschaftlicher Verhältnisse und Risiken individualisiert; d.h., das vermeintlich individuelle, selbstzugeschriebene und selbstgemachte und -konstruierte Schicksal muss auch stets vereinzelt-individuell bewältigt werden (Bäcker 1990). In einer zunehmend enttraditionalisierten Lebenspraxis, die immer weniger verbindliche und stabile Orientierungen und Normen für ihr Handeln bereithält, wird es zumindest für einige Gruppen und Lebensmilieus, namentlich für die nicht-privilegierten Globalisierungs- resp. Individualisierungs- und Modernisierungsverlierer bzw. für diejenigen, die im *freien Wettbewerb* scheitern und durch die Struktur und den Zwang der benachteiligten, prekären Lebensverhältnisse gar keine individuellen Wahlmöglichkeiten und Entscheidungsfreiheiten besitzen, schwer, auf sich selbst zurückgeworfen, mit den komplexen und kontingenten Anforderungen zurechtzukommen.

Von daher sind angesichts des Nicht-Wählen-Könnens, aber auch angesichts von Überforderungssyndromen mittlerweile auch umgekehrte Fluchtbewegungen (in Form der im Prinzip vergeblichen Beschworung der guten alten Solidarität, in Form der sozialromantischen Sehnsucht und Suche nach Bindung, Zusammenschluss, Gemeinschaft, Idylle, Innerlichkeit, Mythologie und kollektiver Sicherheit) aus solchen Zwängen zur Globalisierung und Individualisierung und permanenten Bedrohungen, Überlastungen und Instabilitäten der Lebensgrundlagen unübersehbar. So gesehen können die gesellschaftlichen Individualisierungsschübe und -zumutungen nicht nur Zweifel und Unsicherheit nach sich ziehen, sondern allzu leicht auch zur Flucht in *intolerante, autoritäre und fundamentalistische*, das Rad der Moderne zurückdrehende sowie die gesellschaftliche Komplexität und Differenzierung reduzierende Weltanschauungsangebote führen: Totalitäre Ideologien, Rechtsradikalismus, Xenophobie, Nationalismus und extremes religiöses Sektierertum. Aber auch andere, nicht so drastische Varianten, Antworten und Reaktionen sind möglich. Es scheint nicht einmal so abwegig zu sein, dass viele Menschen es leid sind, das gehetzte, globalisierte, individualisierte, flexibilisierte und anpassungsfähige Single-Individuum seiner passgenauen und marktgerechten Kapitalismus-Kompatibilität zu verkörpern. Sie sehnen sich nach und suchen Beziehungen, die Bestand haben. Glaube, Heimat und Familie sowie familienanaloge Konstellationen im Netzwerk von Gleichgesinnten insbesondere auch jenseits von spießig, kitschig und neokonservativ wären in diesem Lebensstilszusammenhang zu nennen.

Die beschriebenen gesellschaftsstrukturellen Veränderungen lassen heute zumindest für bestimmte sozialstrukturelle Gruppen und Milieus von Jugendlichen bei gestiegenen Wahlmöglichkeiten eine relative Autonomie der Lebensführung zu. Sie können sich bspw. für posttraditionale Gemeinschaften entscheiden, die ihnen immerhin vorübergehende Verhaltenssicherheiten, Fraglosigkeiten und Entlastungen bereitstellen können (Hitzler/Pfadenhauer 1997, 12): Jugendlichen wird eine „deutlich höhere Kompetenz zur Eigenverantwortlichkeit zugestanden“ (Lenz 1990, 230). Und sie besitzen auch eine breite Palette von Möglichkeiten und Dispositionschancen für ein Leben in eigener Regie. Sie können bspw. relativ früh soziale Beziehungen aufnehmen und gestalten und erproben

selbst, welche sozialen Beziehungen, Gemeinschaften und Netzwerke für sie *geeignet* und *gut* sind. Aber auch hier handelt es sich um *ambivalente Freiheiten* und *riskante Chancen* (Beck/Beck-Gernsheim 1994). Segen und Fluch im ambivalenten Globalisierungs- und Individualisierungsprozess liegen eng beieinander.

In dem Maße, in dem traditionale Ligaturen und Sozialformen aufgeweicht und zerrieben werden, kommt es zu immanenten Widersprüchen im Globalisierungs- und Individualisierungsprozess selbst. Denn auch die vielen *Schattenseiten* und *Risiken* des Globalisierungs- und Individualisierungsprozesses sind in einigen Jugendmilieus unübersehbar: Viele Jugendliche haben oftmals auch Schwierigkeiten, mit den hohen Anforderungen und Erwartungen, die an die eigene Lebensführung gestellt werden, zurechtzukommen. Die Scheiternsrisiken sind groß. Die *freigesetzten* Jugendlichen können allzu schnell über sekundäre Instanzen und Institutionen nicht nur zum Gegenstand von Außensteuerungen und -standardisierungen und somit immer mehr quasi ohne Abfederung von Zwischenwelten und -instanzen *ungeschützt* zum Spielball von Arbeitsmärkten, Wirtschaftskonjunkturen, Medien, Parteien und Konsumangeboten werden, sondern darüber hinaus können ihnen Scheiternsprozesse, Misserfolge und Probleme auch noch *persönlich* zugeschrieben werden. Die Verlierer der Globalisierungs- und Individualisierungsprozesse, so Beck/Beck-Gernsheim haben die „Suppe selbst auszulöffeln“, die sie sich „im Falle (ihres) Versagens dann selbst eingebracht“ haben (1993, 180). So gesehen ist bei ihnen zweifelsohne mit einem Anstieg des Problemverhaltens in vielerlei Hinsicht, mit einer Steigerung aus *Frust und Stress* von *Überforderungssymptomen*, mit Flucht- und Verdrängungsmechanismen auf verschiedenen Ebenen und mit einer erheblichen Zukunftsunsicherheit zu rechnen. Irr- und Fluchtwege etwa zu xenophoben, drogenaffinen, gewaltbereiten und fundamentalistischen Gruppen können die Folge sein.

Ein großer Teil der Jugendlichen nimmt allerdings die Globalisierungs- und Individualisierungschancen (vor allem in alltagskultureller, medienkultureller und konsumorientierter Hinsicht) wahr und kann in zwischen mit den verschiedenen Entstrukturierungen und Lockerungen von sozialkulturellen Bindungen, Verhaltensvorschriften und Normver-

festigungen und somit auch mit den Außensteuerungen souverän umgehen, schätzt die Sinnfraglichkeit des Lebens mit den situativen, begrenzt temporären Gewissheiten und schätzt vor allem die Freiheitsgrade in Bezug auf die Gestaltung des eigenen individuellen Lebens und lebt heute willentlich betont gegenwartsorientiert, um sich möglichst viele Optionen offen zu halten, um flexibel, kreativ, patchworkartig und individuell auf nicht kalkulierbare und diffuse Lebenssituationen im Rahmen der nicht nur ökonomischen Konkurrenz zu reagieren. Bei diesen Jugendlichen überwiegen die *Sonnenseiten*, und daher nutzen sie die Ressourcen und stürzen sich egozentrisch und spaßsüchtig ins erlebnisreiche Leben (Fritzsche 1998).

Insgesamt kann man den Eindruck gewinnen, dass es im Zuge der jugendkulturellen Pluralisierung, Differenzierung und Individualisierung der Lebensformen und -stile, die das Spektrum dessen, was an Lebensstil-Optionen Jugendlichen trotz nicht zu übersehender Prozesse von Globalisierungs- und Individualisierungszwängen zur individuellen Ausgestaltung der Jugendbiographie zur Verfügung steht, erheblich verbreitern und es jenseits monopolistischer, umfassender Sinn- und Deutungssysteme keine verbindlichen Terminologien, keine Klassen eindeutiger Eingrenzungen im Zusammenhang der vielen unterschiedlichen Facetten in den jugendkulturellen Szenen und Bewegungen mehr gibt (vgl. zu den pluralisierenden und individualisierenden Tendenzen und zur generellen Differenzierung der verschiedenen sowie zum Szenemix der jugendkulturellen Lebensmilieus: Strzoda/Zinnecker/Pfeffer 1996, 57ff.; Ferchhoff/Neubauer 1997; Ferchhoff 1997, 246ff.; 2000; 2005; 2005a, 411ff.; Farin 2001; Hitzler/Bucher/Niederbacher 2001; Großegger/Heinzlmaier 2002; Zinnecker 2005, 175ff.; Zinnecker/Barsch 2007, 279ff.).

Jugend als Phase der Entwicklung zu einer autonomen Persönlichkeit hat gesellschaftliche Voraussetzungen etwa: Mobilität, Kommunikationsmöglichkeiten/Medienvielfalt, religiöser, konfessioneller und weltanschaulicher Pluralismus sowie Wertevielfalt, konkurrierende Lebensplannungswege etc., die historisch und bis heute nicht in allen sozialen Milieus in gleicher Weise gegeben waren und sind. Nur wo und wenn Wahl- und Entscheidungsmöglichkeiten und -alternativen gegeben waren und sind, kann sich eine autonome Persönlichkeit entwickeln (vgl.

Mitterauer 1986, 37ff.). Veränderte gesellschaftliche Bedingungen des Aufwachsens haben teilweise schon im 19., vor allen Dingen aber im 20. und 21. Jahrhundert den Weg von sozialmilieuspezifischen „normativen Bindungen zu einer Individualisierung moralischer Entscheidungen“ (Fend 1988, 286) geebnet. Die Freiheitsgrade des Handelns und die individuell zu verantwortenden Lebensentscheidungen und Sinnfindungen haben weltweit nahezu in allen jugendlichen Lebensmilieus freilich in unterschiedlichen Graden zugenommen. Eine lebensaltersspezifisch betrachtet immer frühere und vor allen Dingen auch intensivere Teilhabe von Jugendlichen an zentralen gesellschaftlichen Lebensbereichen wie die Lebensplanung insgesamt, Schulform, Berufsfindung, Sexualität, Medien, Sport, Technik, Konsum und Genuss hat zwar einerseits zu einem hohen Maß der persönlichen Selbstverwirklichung, der Verfügbarkeit und Machbarkeit des eigenen Lebens geführt: Andererseits bedeutet dieses Projekt der „Selbstsozialisation“, der Selbstfindung bzw. des Individualisierungsschubs, dass Jugendlichen, oftmals auch schon Kindern lebensaltersspezifisch sehr früh auch jenseits wärmespendender Schonräume und sozialer Bindungstraditionen und jenseits sicherheitsgewährender sozialmoralischer Lebensmilieus „ein hohes Maß an Selbstverantwortung, Selbstbehauptung und damit auch klare Visionen der Erfüllung und des Versagens“ bzw. der Scheiternsrisiken aufgebürdet werden (Fend 1988, 289). Und diese ambivalenten individualisierten Erwartungsansprüche prallen auf gesellschaftlich globalisierte Rahmenbedingungen, die ihre Einlösung nicht selten erschweren, manchmal sogar verhindern. Zu diesen eher unrückbaren gesellschaftlichen Rahmenbedingungen zählen bspw. die gespaltenen und polarisierten Ausbildungs- und Arbeitsmärkte nicht nur im Osten Deutschlands, die Verschärfung sozialer Ungleichheit mit deutlichen Zeichen der Armut, das Ende der *Vollkasko-Individualisierung*, die die soziale Sicherheit gegen die Wechselfälle des Lebens, gegen Arbeitslosigkeit, gegen Krankheit, gegen Unfall, Altersarmut und Pflegebedürftigkeit an den Besitz einer bezahlten Arbeitsstelle band, die Zukunftsgewissheit, der statusinkonsistente Zustand von *Jugend, obwohl Jugendlichkeit als Leitkultur sich durchgesetzt hat*, und die Entwertung von Bildungsabschlüssen, Zertifikaten u. v. m.

Die Schere zwischen armen und reichen Jugendlichen öffnet sich inzwischen auch in Europa immer weiter. Und es wächst die Zahl der jugendlichen Bevölkerungsgruppen, die trotz aller Bemühungen, Anstrengungen und nachgewiesener Leistungen (z. B. was Schul-, Hochschul-, Lehr- und Arbeitsabschlüsse betrifft) „den Zugang zu dem Chancenverteiler Arbeitsmarkt nicht mehr oder nur vorläufig, (sich stets befristet von Praktikum zu Praktikum hechelnd/Hinzuf. W.F.) und in Prozessen der Verunsicherung unter ständiger Existenzbedrohung schaffen“ (Beck 1997b, 390, 2006, 50f.). Heutige Lebensgefühle werden im ersten Jahrzehnt des 21. Jahrhunderts mit dem Lieblingswort „Prekarität“ umschrieben und diagnostiziert. Nahezu alles scheint prekär geworden zu sein – Beschäftigungsverhältnisse jenseits des alten Normalarbeitsverhältnisses, Beziehungen, Freundschaften, Zukunftsorientierung, Lebensmittelpunkte und Lebenssinnorientierungen, Wohnorte (vgl. Lehnartz 2005, 215). Auf der Grundlage von kurzfristigen Zeitverträgen lässt sich das Leben nur schwer planen.

Es kann - und dies gehört zweifellos zu den Schattenseiten der Globalisierungs- und Individualisierungstendenzen - im Zuge der Qual der Wahl zu erheblichen Desorientierungen und Stabilitätsverlusten kommen. Individualisierungs- und Globalisierungsschübe liefern in diesem Sinne in einer Gesellschaft von „Einzelgängern“ (Imhof 1988, 294) die jugendlichen Menschen im Zuge der zu beobachtenden „Turbulenzen der Mangelverteilung“ (Beck 1993) an eine eher marktvermittelte, kommerzialisierte und indirekte „Außensteuerung und -standardisierung aus“, die die ehemals noch direkt herrschaftsdurchtränkten, mit einem hohen Konformitätsdruck und hoher Kontrolldichte ausgestatteten, oftmals aber auch kuscheligen Nischen und Wärmestuben traditioneller sozialbindender Lebensmilieus (Familie, Kirche, Nachbarschaft, Dorf, Vereinsstruktur etc.) so nicht kannten (Beck 1986, 212).

Aufwachsen zu Beginn des 21. Jahrhunderts „bedeutet nur für einen verschwindend kleinen Teil“, in personen- und ortsgebundenen direkten und „dichten sozialen Kontrollnetzen mit geschlossener weltanschaulicher und religiöser Sinnggebung, eindeutigen paternalistischen Autoritätsverhältnissen und eingelebten Pflichtenkatalogen (etwa im Sinne des Se-nioritätsprinzips) groß“ zu werden. Die technischen Entwicklungen (Ver-

3. Zur Differenzierung des Jugendbegriffs

kehrsmittel, neue Medien, Computer-Technologien, Digitalisierung, Internet, Videos, DVDs, Websites, Homepages, E-Zines, die elektronische Variante der Fanzines) und die Kommerzialisierung der Lebensverhältnisse haben zu einer Universalisierung heterogener Sinnangebote geführt. Die größere Mobilität hat die individuell zu verantwortenden Entscheidungen für Bekannte, Freunde, Partner und jugendliche Gemeinschaften, für Interessen, für politische Weltbilder und Parteien, „für Ausbildung und Beruf, für Sinnfindung“, Präferenzen für Medien, Mode, Sport, Kultur und Konsumgüter sowie Präferenzen auch - im Sinne des Reflexivwerdens - für den eigenen Lebensweg und -erfolg gefördert. Es ist eine Tendenz zur Selbstindividualisierung mit viel Spielraum für individuelles Handeln oder anders ausgedrückt eine Tendenz zur *Biographisierung der Jugendphase* zu beobachten, gleichwohl die historisch relativ junge Kompetenz, lebenswichtige Entscheidungen mit zunehmender Wahlfreiheit „eigenständig zu treffen, (...) in einem Spannungsverhältnis zu der verlängerten Abhängigkeit das Jugendlischen von Eltern und Lehrern“ steht. Und diese Abhängigkeitsphase auch noch als separierten Schonraum zu betrachten, scheint der wohl „zunehmenden Verantwortlichkeit“ zu widersprechen, „die durch die Notwendigkeit der Weichenstellungen für dem weiteren Lebensweg entstanden ist“ (Mitterauer 1986, 40). Dennoch: Obgleich sehr wohl gesellschaftliche Sozialisations- und Kontrollinstanzen wie Medien, Konsum, Werbung, Jugendidole und Stars im Sport, TV, Film und Musik und Gleichaltrigengruppe im Binnen- und Innenraum agieren und oftmals an die Stelle der elterlichen Autoritäten und den Autoritäten von Lehrern, Polizisten und Politikern getreten sind, federn diese selbstsozialisatorischen inneren Kontrollen die eigene Biographie, das eigene Leben nach außen ab (Beck 1997c, 212). Im Zuge der Selbstgestaltung des eigenen Lebens muss, wie Fend es ausdrückt hat, „innere Kontrolle“ die „fehlende äußere Kontrolle ersetzen“ (1988, 295).

Obgleich es in allen historischen Epochen und Kulturen jugendliche Menschen und mindestens seit der Antike auch Lebensalterseinteilungen oder Lebensalterstufen gab, wurden verschiedene begriffliche und nicht immer eindeutige Klassifikationen verwendet. Im alten Griechenland bildeten sich drei-, vier- und siebenteilige Altersstufen heraus, so etwa bei Hippokrates: „vom Kind (paidion) über den Knaben (pais), den Jüngling (éphebos), den „Jungmann“ (neaniskos), den Mann (anér) und den Alten (presbytes) zum Greis (géros)“, während im römischen Denken eine Drei- bzw. Vierteilung der Lebensalter überlagert wurde. Dagegen war das europäische Mittelalter von einer Einteilung in sechs Lebensalterstufen (im Spätmittelalter von sieben bis zu zehn Altersstufen) geprägt. Die Einteilung sah etwa folgendermaßen aus: „infantia (bis 7 Jahre), pueritia (bis 14 Jahre), adolescentia (15 bis 28 Jahre), iuventus (28 bis 49 Jahre), senectus (50 bis 77 Jahre), senium (bis zum Tode)“ (Horn 1998, 12; Hermesen 1998, 123f.). Im Zusammenhang der vorgestellten mittelalterlichen Lebensalterstufen fällt auf, dass für den „Begriff *Jugend* zwei Altersphasen, nämlich adolescentia und iuventus, angegeben wurden, die in ihrer altersspezifischen Ausdehnung vom 15. bis zum 49. Lebensjahr reichten. Bedenkt man die geringe Lebenserwartung und die hohe Mortalitätsrate des Mittelalters, so dürften die meisten Menschen nicht über ihre *Jugend* hinausgekommen sein“ (Hermesen 1998, 124).

In der frühen Neuzeit galt im „gelehrt-akademischen Sprachgebrauch“ das Jugendalter zwischen dem 14. und 21. Lebensjahr. Dagegen wurden in der Alltagskultur die Begriffe Kind, Jüngling, Jugend (puer, adolescens und iuvenis, iuventus) oftmals synonym verwendet. „Die Lebensalterseinteilungen waren also keineswegs genormt“. So gesehen gab es gerade auch in der Vormoderne eine verwirrende Begriffsvielfalt von *Jugend*. Zu fragen wäre also, inwieweit die antiken und mittelalterlichen Begriffe und Charakteristika von *Jugend* überhaupt etwas mit dem modernen Kriterien und dem heutigen modernen Verständnis von *Jugend* zu

tun haben. Festhalten dürfen wir, dass die Lebensalterseinteilungen und Begriffe von *Jugend* selbst kontext-, d. h. zeit- und kulturgebunden waren und sind. Und begriffsgeschichtliche Analysen allein sind selbstverständlich nicht ausreichend für die moderne sozialhistorische und soziokulturelle Rekonstruktion jugendlicher Lebenswelten. Eine „epochen- und kulturübergreifende, allgemeingültige Antwort auf die Frage, was *Jugend* sei, wird man wohl auch kaum mehr erwarten“ können (Horn 1998, 15).

Erst seit dem Ende des 19. Jahrhunderts wurde der moderne, neuzeitliche *Jugendbegriff* entdeckt, erfunden bzw. konstruiert, „aber *Jugend* gab es auch schon vorher“ Horn (1998, 15), wie wir gesehen haben, in vormoderne Zeiten. Oder anders ausgedrückt: Der *Jugendbegriff* setzte sich als biologisch und entwicklungspsychologisch begründbare *eigenständige Lebensphase* durch (vgl. etwa im Zusammenhang der sozialhistorischen Rekonstruktionsdebatten über die „Entdeckung der *Jugend*“: Hall 1904; von Trotha 1982; Kett 1977; 1988; Gillis 1980; Roth 1983; von Bühler 1990; Ferchhoff 2000a; 32ff.; Farin 2001, 27ff.) Dieses moderne, klassisch-traditionelle Definitionsmuster von *Jugend*, das mit der Institutionalisierung der Jugendforschung an der Wende zum 20. Jahrhundert entstand, und das sich noch heute, zirka 110 Jahre später, in zahlreichen sozialwissenschaftlichen Lehrbüchern findet, scheint angesichts der vielen heutigen Aufweichungstendenzen der Jugendphase - über die verschiedenen „Zäsuren der Jugendphase“ (Mitterauer 1986), über die „Entstrukturierung“ bzw. „Destandardisierung der Jugendphase“ und den „Strukturwandel der Jugendphase“ (Ferchhoff/Olk 1988; Heitmeyer/Olk 1990). - auch nicht mehr gültig zu sein (vgl. zu den folgenden Überlegungen auch: Ferchhoff/Neubauer 1997, 109ff.; Ferchhoff 1999, 68ff.).

Jugend wurde seit dem Nachdenken über einen „theoretisch ambitionierten“ *Begriff der Jugend* (Bernfeld) um die Jahrhundertwende zum 20. Jahrhundert vornehmlich unter biologischen und anthropologischen Gesichtspunkten und vor allem auch unter phasen- und entwicklungsspezifischen psychologischen Dimensionen betrachtet. Die phasenspezifischen Übergänge vom Kind zum Erwachsenen standen im Mittelpunkt der Erörterungen (Dudek 1993, 307). Nach diesem traditionellen modernen Muster wurde *Jugend* als *kollektive Statuspassage* etwa folgendermaßen definiert:

Sie fängt mit der (inzwischen zeitlich vorverlagerten) Pubertät (körperliche, psychische und sozialkulturelle Entwicklungs- und Reifungsprozesse) an und endet, wenn man nicht nur juristische, nicht nur anthropologische und biologische und nicht nur psychologische, sondern auch soziologische Maßstäbe anlegt, mit dem Eintritt in das Berufsleben und/oder mit der Heirat. Zumeist wurde und wird *Jugend* als eine bestimmte Altersphase mit vielen differenzierten, teilweise „entritualisierten Teilübergängen“ (Mitterauer 1986, 92f.) und mit vor allem nach hinten ausgedehnten, unscharfen Rändern bezeichnet - in der Regel altersspezifisch ausgedrückt von 13 bis zirka 27 (zuweilen auch im Zuge der postadoleszenten Verlängerung der Jugendphase bis 29 oder 35) Jahren (vgl. bspw. Jugendwerk der Deutschen Shell 1992 oder für Jugendliche oder junge Erwachsene während des Übergangs von der akademischen Ausbildung in den Beruf im Rahmen der sogenannten „Quarterlife Crisis“ oftmals in den Mitzwanzigern (vgl. Robbins/Wilner 2004)).

Wenn auch im Rahmen der Thematisierung von *Jugend* nicht nur das Problem der reinen kalendarischen Altersabgrenzung besteht, sondern stets der Gegenstand und seine Bezeichnung verschwimmen, scheint freilich eines mittlerweile unverkennbar zu sein: Die *Jugendphase* besitzt in der Regel keinen einheitlichen Abschluss, zeichnet sich durch viele Ungleichzeitigkeiten und asynchrone Entwicklungen aus, wird als Phase *vielfacher Teilübergänge*, unterschiedlicher *rechtlicher, politischer und kultureller Mündigkeitstermine* sowie *verschiedener Teilreifen* in sexueller, politischer und sozialer Hinsicht aufgefasst (Mitterauer 1986, 44ff.) und dehnt sich zudem nach Ansicht der meisten Jugendsoziologen immer weiter aus. Zwischen Kindheit und *Jugend* haben sich die sogenannten Kids geschoben, die Jugendphase selbst hat sich intern weiter untergliedert (*frühe, mittlere und späte Jugendphase*; vgl. Hurrelmann 2004, 39) und „nach oben schließt sich an das Ende des Jugendalters nicht die Erwachsenenheit, sondern die *Postadoleszenz* oder der/die junge Erwachsene“ (Jugendwerk der Deutschen Shell 1985; Hornstein 1998, 33). Und als Lebensstil oder als Placebo ist *Jugend* quasi altersübergreifend „fast so etwas wie ein Markenzeichen von moderner Identität geworden“ (Abels 1993, 37).

Im Zuge einer solchen doppelseitigen Ausdehnung der Jugendphase vornehmlich durch verlängerte Schul- und Ausbildungszeiten, durch die

tendenzielle Entkopplung von Bildung, Ausbildung und Berufstätigkeit sowie durch veränderte Ablösungsprozesse vom Elternhaus und veränderte Heirats-, Lebensbeziehungs- und Familiengründungsmuster sind zwischen Jugendzeit und Erwachsenenheit psychosoziale Neuorientierungen festzustellen, die in bestimmten Bereichen der Jugendforschung unter dem Stichwort *Postadoleszenz* seit 20 Jahren lebhaft diskutiert werden. *Postadoleszenz* kann als biographische Lebensphase charakterisiert werden, in der sich in unterschiedlichen Lebensbereichen (Wohnen, Beruf, Partnerschaft, Familiengründung etc.) eine wachsende Verselbständigung junger Menschen vollzieht und Korrelate des Erwachsenenstatus erworben werden (z.B. durch Ausbildungsabschluss, Berufseintritt, Partnerbindung etc."; Buba 1996, 351).

Mit *Postadoleszenten* ist eine wachsende Gruppe von Menschen gemeint, die kulturell, politisch sowie freizeitbezogen in der Gestaltung ihrer Lebensformen und in der Wahl ihrer Lebensstile, sieht man einmal von der kultur- und konsumindustriellen Herstellung ab, weitgehend autonom sind, als auch keiner „pädagogischen Betreuung und Kontrolle“ mehr bedürfen. Beruflich und ökonomisch sind sie weiterhin vom Elternhaus bzw. von - inzwischen erheblich reduzierten - sozialpolitischen Alimentierungen abhängig und damit auch im Rahmen der Durchsetzung ihrer längerfristigen Lebensplanungen offen, unbestimmt und noch nicht festgelegt, aber dennoch nur partiell selbständig. Ein großer Teil des Lebensunterhaltes der *Postadoleszenten* wird durch unterschiedliche Zuwendungen von den eigenen Eltern (teilweise auch Großeltern) bestritten. Es kommt allerdings in diesem Zusammenhang auch immer mehr zu einer Art Einkommens-Patchwork, in dem viele jugendliche und junge Erwachsene selbst versuchen, neben der Ausbildung, Schule und Hochschule berufstätig zu sein und Einkommen zu (etwa in Form von Praktika, Honorar- und Teilzeitjobs) erzielen und „verschiedene Einkommensquellen kombinieren“ (Zinnecker/Silbereisen/Vaskovics 1996, 12; Beck 2006). Elemente des Jugend- und Elemente des Erwachsenenstatus werden auf diese Weise zusammengefügt. So gesehen sind jugendtypische Erlebnis- und Lebensformen inzwischen für Menschen noch weiter verbindlich, die noch vor einigen Jahrzehnten eindeutig als Erwachsene definiert worden wären. Neben dem „Lebensalter spielen private Statuspas-

sagen, der Aufbau gegengeschlechtlicher Beziehungen und manchmal auch die Ablösung vom Haushalt der Herkunftsfamilie eine entscheidende Rolle, ob man sich als Erwachsener fühlt“ (Silbereisen/Vaskovics/Zinnecker 1996, 11).

Während sich im Westen Deutschlands das „Modell einer postadoleszenten Jugendstruktur“ als verlängerte Jugendphase vor dem Hintergrund der labilisierten und komplizierten, häufig aber auch bewusst aufgeschobenen, manchmal auch nicht gewollten, immerhin aber individuell zu gestaltenden Übergänge in den Erwachsenenstatus (Heirat, Beruf, eigene Wohnung etc.) zumindest in der Tendenz für sehr viele jugendliche schon seit Jahrzehnten durchgesetzt hatte, waren bis zur gesellschaftlichen Umbruchsituation 1989 im Osten Deutschlands die Übergangsvorgänge in den Erwachsenenstatus durch ausgeprägte Altersnormierungen und durch hohe soziale und institutionalisierte Einbindungen weitgehend geregelt, so dass Heirat und die Übergänge in Ausbildung und Beruf altersspezifisch relativ früh erfolgten. Von daher konnten sich unter den alten DDR-Bedingungen im Vergleich zu ihren westdeutschen Altersgenossen kaum postadoleszente Strukturen herausbilden. Seit mehr als 15 Jahren erfahren und erfahren aber auch viele ostdeutsche (spätestens seit Mitte und Ende der 90er Jahre auch viele westdeutsche) Jugendliche, dass die traditionell vorgestellten, erwarteten und gewünschten biographischen Übergänge in Ausbildung, Beruf und Erwachsenenwelt arbeitsmarktspezifisch erheblich blockiert wurden und werden. Es kam und kommt für sie bis heute etwa durch prekäre Übergänge in den Arbeitsmarkt oder qua Arbeitslosigkeit zu einer meistens nicht gewollten und belastenden künstlichen Verlängerung der *Jugendzeit*, der gerade nicht nur *positive* postadoleszente Aspekte wie: Nutzung von Spielräumen, Autonomie, Selbststeuerung, Eigenverantwortung, Teilhabe an ökonomischen Ressourcen auch ohne Arbeit, dem Glücks- und Konsumversprechen und anderer Verheißungen der erlebnisorientierten, individualisierten Gesellschaft etc. abgewonnen werden (vgl. Jugendwerk der Deutschen Shell, Band 2, 1992, 127ff. u. 395ff.; Schumann 1993, 324f.; Junge 1995; Jugendwerk der Deutschen Shell 1997; Walther 2000; Deutsche Shell 2002). Einige Enddreißiger verlängern (oder sind gezwungen) ihre *Jugendzeit* in einer Art „Übergang auf Dauer“ (Walther 1996) etwa in Form

von Deklassierungskarrieren bis in den Vorruhestand (zu verlängern), den es allerdings zukünftig angesichts arbeitsmarktspezifischer Blockierungen und altersdemographischer Gesichtspunkte auch immer weniger – allenfalls auf Sozialhilfeniveau – geben wird.

Nichtsdestotrotz: In den hochentwickelten postindustrialisierten und erlebnisbezogenen, modernen Arbeits-, Wissens- und Dienstleistungssektoren wird meistens eine bestimmte Altersphase mit unscharfen Rändern zwischen Kindheit und Erwachsensein im Lebenslauf als Jugendphase gekennzeichnet. Mit dem Begriff *Jugend* werden so gesehen in der Regel die Heranwachsenden (adolescents) gekennzeichnet, die nicht mehr Kind, auch nicht mehr Kids und noch nicht vollends mündig-selbständige Erwachsene sind. Die Jugendphase wird von daher durch die mehr oder minder scharf umgrenzte oder bewusste Auswahl einer Mehrzahl von menschlichen Subjekten, die einer bestimmten demographischen Klasse von Altersjahren angehören, charakterisiert.

Zu fragen wäre allerdings sofort, ob eine solche Wahl chronologisch gemessener Altersjahrgänge, als Ausgangspunkt zur definitiven Bestimmung von *Jugend* überhaupt sinnvoll ist. Denn: mit welchem Recht werden bestimmte Altersbegrenzungen bspw. physiologisch-biologischer Art gewählt? Macht es Sinn, in der – historisch und kulturell sich verändernden – Phase der Pubertät (heute also etwa von 10-12 von Kids oder von 12 bis 18) von Jugendlichen zu sprechen? Oder gehören auch noch die 18-22jährigen zu den Jugendlichen? Oder sind gar noch 30 bis 35jährige als sogenannte postadoleszente Jugendliche zu bezeichnen? Das in Jahren gemessene Lebensalter zur Kennzeichnung von *Jugend* bleibt relativ vage und unbestimmt – gleichsam wie die Verwendung von Altersnormen etwa im Rechtssystem. Wenn auch in den „letzten Jahrzehnten“ viele der zivil- und strafrechtlichen „Mündigkeitstermine vorverlegt worden sind“ (Mitterauer 1986, 44ff.), so kann man dies sicherlich nicht dahingehend interpretieren, dass die Jugendzeit selbst kürzer geworden ist. Eher ist das Gegenteil festzustellen.

Rechtliche Zäsuren oder Mündigkeitsstufen wie etwa: Volljährigkeit, Wahlberechtigung, Geschäfts-, Delikt- und Prozessfähigkeit oder Strafmündigkeit werden lebensaltersspezifisch gesehen mittlerweile erreicht,

„noch lange bevor die Jugendphase abgeschlossen ist“ (Mitterauer 1986, 71; vgl. hierzu zusammenfassend: Ferchhoff 1985, 46ff.).

Wäre es nicht sinnvoller im Rahmen eines „Komplexitätszuwachses des Erwachsenwerdens“ (Walther 1996, 32), etwa soziale bzw. soziologische Definitionen und (Teil)Zäsuren wie bspw. Eintritt in die Erwerbsarbeit nach einer Lehrzeit, ökonomische Verselbständigung durch Berufsausübung und eigenes Einkommen, Eheschließung, Gründung eines eigenen Haushalts, einer eigenen (Zeugungs-)Familie, Geburt des ersten Kindes, aktives Wahlrecht, vor allem Führerscheinwerb usw. als Endpunkt und Abgrenzungskriterium der Jugendphase zu nehmen? Weil das chronologisch gemessene Lebensalter, obgleich gerade dies historisch zu einer Ausdifferenzierung der Altersphase *Jugend* geführt hat, mittlerweile so unscharf geworden ist, wird eher von einer Relativität des *Jugendbegriffs* gesprochen. Die Jugendphase „franst per definitionem aus“. Eindeutige lebensaltersspezifische Abgrenzungen in Bezug zum Status des Erwachsenen sind zwar im Alltagsverständnis genau angebar, nur werden sie in der Jugendforschung zumeist „durch zusätzliche Informationen wie Berufstätigkeit und Verheiratetsein ergänzt (Horn 1998, 10).

Versucht man, sich von Altersangaben zu lösen, gibt es Möglichkeiten, das mit *Jugend* Gemeinte auf einer eher strukturellen Ebene zu bestimmen.

In soziologisch strukturfunktionalistischer Perspektive wird *Jugend* als - mit gesellschaftlichen Funktionen ausgestattete - Übergangszeit zwischen Kindheit einerseits und Erwachsenensein andererseits betrachtet (vgl. dazu w.u.). Der transitorische Charakter von *Jugend* scheint so betrachtet unumstritten. Darüber hinaus zeigt sich, dass der Terminus *Jugend* eine Fülle umgangssprachlicher Assoziationen an sich bindet. Gemeint sein kann sehr Verschiedenes:

1. eine bestimmte Altersgruppe oder -kohorte mit eigenen Bedürfnissen;
2. eine ontogenetische Entwicklungsphase, wobei es um die Bewältigung von Reifungsprozessen oder im Zuge des Coping um die Bewältigung von gesellschaftlich vordefinierten Anforderungen und Entwicklungsaufgaben geht – insbesondere auch was Zeitpunkt und Abfolge betrifft;
3. eine Altersperiode, die ihren Abschluss findet, sobald das Subjekt aus der Altersschicht in einen allokativen, gesellschaftlich höheren Status überwechselt, der durch seinen Be-

ruf, sein Einkommen, seine Erziehung" etc. bestimmt wird (Havighurst 1972; Parsons 1964);

4. das Gewinnen eines stabilen Selbstbewusstseins bzw. von *Ich-Identität*, die im Rahmen krisenhafter Auseinandersetzungen mit der inneren Natur, dem sozialkulturellen Wertesystem und der äußeren Umwelt Innen- und Außenwelt funktional zusammen bringt;
5. ein potentiell krisengefährdeter Lebensabschnitt, der gesellschaftlich-institutionell durch pädagogische Hilfestellungen und Schonräume in einer Art *pädagogischen Provinz* abgesichert aber auch kontrolliert und sanktioniert wird;
6. ein institutionalisiertes psychosoziales Moratorium bzw. ein gesellschaftlich organisierter pädagogischer Freiraum, indem der „zweite Schritt ins eigentliche Leben“, die „zweite Geburt“ des Menschen (Rousseau) mit pädagogischen Maximen über das Erfahrungswissen hinaus planmäßig etwa durch Bildung und Ausbildung auf Zukunft vorbereitet wird;
7. das Akzeptieren der eigenen körperlichen Entwicklung und Erscheinung;
8. die Aufnahme von Peer-Beziehungen und intimer Beziehungen;
9. das Entstehen eigener Wertorientierungen und Zukunftsplanungen;
10. die Ablösung von der Herkunftsfamilie und die prozessuale Hinwendung zur eigenen Familienrolle;
11. eine soziale Gruppe, Gang, Bande, Clique, Szene oder Gegen-, Teil- oder Subkultur mit bestimmten *auffälligen Merkmalen*;
12. eine im Rückblick häufig emotional aufgeladene Phase des eigenen Lebenslaufs;
13. eine dynamisch-bewegungsfreudige Komponente des Menschseins, altersunabhängig verstanden als *Jugendlichkeit*;
14. eine *individuelle Entwicklung einer normalen Biographie und zugleich eine „individuelle Reaktion auf die sozialen Umstände von Entwicklung“* (Abels 1993, 23).

Historische, ökonomische, kultur- und sozialhistorische Analysen haben uns darauf aufmerksam gemacht, dass es zu allen Zeiten und in allen Kulturen der Menschheitsgeschichte zwar hochgradig verschiedene, aber immer „institutionelle Formen und Riten gegeben (hat), die symbolisch die Übergänge ins Erwachsenenalter regelten“. Und wir können heute davon ausgehen, dass die Bedingungen des Aufwachsens gesellschaftlich mindestens mitbedingt und historisch wandelbar sind. „Das gesellschaftliche Sozialsystem begrenzt historisch jeweils auch die Optionen und Lebenshorizonte Heranwachsender, bestimmt ihre soziale Lage, das Spannungsfeld verschiedener Sozialisationsinstanzen (Familie, Schule, Arbeitswelt, Gleichaltrigengruppe) und variiert die zeitliche Dauer, den Verlauf, die Struktur, die Autonomie und selbst die biologischen

Determinanten (Geschlechtsreife, Körperwachstum, Körperkraft) jener Lebensphase, die wir *Jugend* oder *Adoleszenz nennen*" (Dudek 1993, 306).

Zu Beginn des 21. Jahrhunderts wird, wenn sozialhistorische Perspektiven und Analysen zugrundegelegt werden, der Wandel von *Jugend* besonders deutlich. Man kann zweifelsohne von einer qualitativen Veränderung der Jugendphase sprechen, die sich terminologisch allein schon durch die in den letzten Jahren viel verwendeten Metaphern *Strukturwandel der Jugendphase*, *Ent- bzw. Destrukturierung und Entstandardisierung der Jugendphase* (vgl. w. o.) ausweist. Es ist zu einer deutlich zeitlichen Vorverlagerung der Pubertät gekommen. Längenwachstumsschübe, Gewichtszunahme und genitale Reifung haben sich etwa im Vergleich zum 19. Jahrhundert um mehrere Jahre vorverlegt. Aber auch bestimmte jugendtypische Erlebnisformen werden heute schon im Kindesalter wahrgenommen. Ähnlich sieht es mit bestimmten kognitiven Aspekten, mit der Selbstreflexivität und dem Autonomiestreben aus – auch sie sind ins Kindesalter eingewandert. Und neben der beiderseitigen Ausdehnung der *Jugend* – insbesondere aufgrund der gestiegenen Verweildauer in den verschiedenen Organisationen des Bildungssystems (durch Prozesse der Scholarisierung und Pädagogisierung fängt *Jugend* eher an und ist zugleich länger geworden) – ist es zu einer *Entritualisierung der Statusübergänge* sowie zu einer *Differenzierung der Jugendzäsuren* (und dies nicht nur bei rechtlichen Regelungen von Mündigkeitsterminen) gekommen. *Kindheit, Jugend und Erwachsensein* werden als Phasen durchlässiger, aber auch fragiler, gehen zuweilen ineinander über und vermischen sich dabei auf paradoxe Weise.

Die *Jugendzeit* ist heute so gesehen für die meisten Jugendlichen angesichts längerer Schul- und Ausbildungszeiten, permanente Warteschleifen, Zweit- und Drittausbildung, längere Phasen von Arbeitslosigkeit etc. so weit ausgedehnt worden, dass sie selbst den Charakter als verlängerte *Warte-, Übergangs- oder Reifezeit* weitgehend verloren hat. Die *Jugendphase* hat sich mehr oder weniger von einer „relativ sicheren Übergangs-, Existenz- und Familiengründungsphase zu einem offenen, oftmals diffusen Lebensbereich gewandelt“ (Böhnisch/Müller 1989, 305). Und eine Sichtweise, die davon ausgeht, dass ein schrittweises Hineinwachsen von Jugendlichen über einzelne, gesellschaftlich akzeptierte Teilreifen oder

Teilmündigkeiten teleologisch in den sogenannten vollendeten oder *vollreifen* Erwachsenenstatus stattfindet, den man „erwirbt und dann fürs Leben hat“ und auch beibehält (Schäfers 1989, 15), ist problematisch geworden. Dennoch werden immer wieder - selbst eingedenk der Entritualisierung und Differenzierung der verschiedenen Jugendzäsuren sowie der eher offenen und fließenden Übergänge - kalendrarische Abgrenzungen benötigt, um Verteilungen solcher Definitionsmerkmale ermitteln zu können.

Zudem ist immer wieder notorisch darauf hingewiesen und alle am Jugenddiskurs Beteiligten wissen es: *die Jugend gibt es nicht und Jugend ist nicht gleich Jugend*. Und von daher sind alle „undifferenziert verallgemeinernden“ Aussagen über *die Jugend* „irreführend“ (Herrmann 1987, 148). Alle Versuche, *die Jugend* auf einen „gemeinsamen Nenner zu bringen, sind von vornherein zum Scheitern verurteilt“ (Farin 1997b, 309; 2001, 27). Jeder Gesamtüberblick über *die (Sozial- und Ideengeschichte der) Jugend* hätte daher außer der Tatsache, dass dabei vor allem die männliche *Jugend* (zunächst die bürgerliche, vornehmlich städtische Jugend und später auch die Arbeiterjugend) im Blickpunkt stand und die Entwicklung der weiblichen *Jugend* („ein terra incognita der historischen Jugendforschung“; Herrmann 1987, 149) nur (wenn überhaupt) gestreift und (meistens) gegenüber der männlichkeitsfixierten Norm als defizitär betrachtet wurde (Dudek 1990, 45), drei Aspekten besondere Aufmerksamkeit zu schenken:

1. zunächst einmal, des zugleich eigenständigen und transitorischen Charakters von *Jugend* (Horn 1998, 16) - zwischen Moratorium und Übergangs- bzw. Durchgangsphase;
2. zum zweiten, der prinzipiellen Vagheit, Uneindeutigkeit, Unbestimmtheit und Relativität des Begriffs *Jugend* (Trommler 1985, 20)
3. und schließlich drittens, dass sich Feststellungen zur *Jugendphase* nur im Kontext gesamtgesellschaftlicher Entwicklungen und sozialhistorischer Wandlungen des „Lebenszyklus im ganzen“ und seiner klassen-, schicht-, bildungs-, milieu-, lebensstil-, regional-, kultur- und geschlechtsspezifischen Erscheinungsformen im jeweiligen Familienn- und Kinderleben, im Freizeit-, Peer-, Schul-, Bildungs- und Arbeitssystem (Herrmann 1987, 149) - eben im Rahmen heutiger globaler (riskanter) Entwicklungen moderner individualisierter Arbeits- und Wissensgesellschaften (Aufwachsen und Leben mit Ambivalenzen, Brüchen und Risiken in übersichtlicher werdenden Gesellschaften) treffen lassen.

Auch die erheblichen Wandlungen und Veränderungen bezüglich der „gleichgerichteten oder gegenläufigen Intentionen und Wirkungsweisen“ der unterschiedlichen Sozialisationsagenturen wie Familie, Schule, Medien, Gleichaltrigengruppen, Arbeitsplatz, Verein, Freizeit- und Konsumorte sowie die daraus „entstehenden Dissonanzverfahren und die Ergebnisse ihrer Verarbeitung“ (Herrmann 1987a, 374) hätten im Zentrum solcher Rekonstruktionen zum *Strukturwandel der Jugendphase* zu stehen. Wenn man also über *Jugend* reflektiert, dann hat man stets zu berücksichtigen, dass es sich in einer je spezifischen historischen Periode um verschiedene Jugendphänomene handeln kann, wobei „Ausdehnung, Struktur und Autonomie der historischen Jugendphasen sich im einzelnen sehr unterschiedlich darstellen“ lassen (Baacke 1989a, 800).

Alle bisher herangezogenen Bestimmungsmomente, *Jugend* im Kontext einer fest umrissenen Statuspassage zu definieren, scheinen angesichts der vielen kontingenten Wandlungen, der zeitlichen Verschiebungen und Entkoppelungen von Übergangsereignissen und angesichts der vielfältigen und zugleich diskrepanten Verhaltensanforderungen, aber schließlich auch angesichts des Nachlassens der Zielspannung erwachsen zu werden nicht mehr weiter zu helfen. Alle diese Überlegungen, so plausibel sie auch waren, stehen derzeit zur Disposition.

In funktional differenzierten, pluralen und individualisierten Gesellschaften unseren Typs werden zahlreiche kontingente Verlaufsformen der Jugendentwicklung erzeugt. Deshalb nimmt eine sozialwissenschaftlich orientierte Jugendforschung heute nicht nur Abschied von normativen entwicklungsbezogenen und epochaltypischen Vorstellungen, die jugendliche Entwicklung im Rahmen der Entfaltung eines *Lebensplans* (Spranger) verstehen, sondern es findet darüber hinaus auch eine Abkehr von nur teleologisch-transitorischen, etwa an der Theorie von Entwicklungsaufgaben (vgl. Kapitel 4 in diesem Band)) orientierten - und auch ein Abkehr von einem oftmals eingeführten Moratoriumskonzept Jugend hervorhebenden soziologisch strukturfunktionalistischen - Auffassungen statt, die, wie bspw. Parsons und Eisenstadt, davon ausgingen, dass die funktionale Aufgabe der *Jugend* darin bestehen soll, in der - hohen Autonomie bei der Gestaltung der jugendlichen Lebensweise betonenden - Übergangszeit von der Kindheit ins Erwachsenenleben vor allem über

Gleichaltrigengruppen zwischen den eher spezifischen, affektiv-emotionalen Orientierungen der Herkunftsfamilie und den eher universalistischen, affektiv-neutralen der Gesellschaft zu vermitteln. Oder, so noch Eisenstadt im Original, die Aufgabe der *Jugendzeit* besteht darin, den Übergang von der Orientierungs- bzw. der Herkunftsfamilie („family of orientation“) zur eigenen Fortpflanzungs- bzw. Zeugungsfamilie („family of procreation“) zu schaffen. Insofern ist heute in einer solchen Betrachtungsweise eher von einer „Defunktionalisierung“ der Vorbereitungs- und Übergangszeit *Jugend* zu sprechen, weil auf der einen Seite die Anfänge und insbesondere die Endpunkte von *Jugend* immer uneindeutiger und unklarer werden. Auf der anderen Seite wäre die Leistung von Freundschaftsbeziehungen, Gleichaltrigengruppen und Jugendkulturen darin zu sehen, wenn man trotz defunktionalisierender Aspekte dennoch funktionale Äquivalente zur Begründung mit heranzieht, dass jugendliche Praktiken als Ausdruck einer Auseinandersetzung oder gar eines „Kampfes um Anerkennung und Subjektivität“ zu „interpretieren sind, in dem es darum geht, unter Bedingungen einer (diffusen und) fragmentierten Sozialität das Gefühl subjektiver Kohärenz und eigener Handlungsfähigkeit herzustellen bzw. aufrechtzuerhalten. Die Problematik gegenwärtiger Heranwachsender liegt“, so etwa eine zentrale These von McDonald (1999), darin, vor dem Hintergrund einer tendenziellen Enttraditionalisierung sozialer Lebensverhältnisse „in einer Phase der Aufweichung von Institutionen, eines Kaleidoskops von Mikrokulturen (ebenda, 1) und der dadurch bedingten Ungewissheit der subjektiven Bedeutung von Erfahrungen den vielfältigen Erfahrungen Sinn abzugewinnen und diese in eine halbwegs kohärente Selbstbildung zu integrieren“ (Scherr 2004, 211). Schließlich gilt es auch Abschied zu nehmen von einer - sich erst zu Anfang des 20. Jahrhunderts durchsetzenden - einheitlich strukturierten Lebensphase *Jugend*.

Statt dessen sprechen wir mittlerweile im 21. Jahrhundert im Zuge einer mehrperspektivischen Kombination von jugendspezifischen Übergängen und Schonräumen, von Transition und Moratorium (vgl. zu den beiden Grundkonzeptionen für die Gestaltung der Lebensphase *Jugend*: Reinders 2003; Hurrelmann 2004, 42ff.) von einer De- bzw. Entstrukturierung, Biographisierung oder Individualisierung der Jugendphase. Es

ist nicht zu erwarten, dass vor dem Hintergrund der Differenzierung, Pluralisierung und Individualisierung von *Gesellschaft* und *Jugend* eine Rückkehr zur „bürgerlichen Normalbiographie“ erfolgen wird. Das Jugendalter ist in dem „Maße verschwunden, wie sich Jugendliche als Lebensform *fragmentiert* hat“ (Herrmann 1996, 51). Die jüngste historische Entwicklung läuft auf ein „biographisches Paradox“ hinaus: Die Lebenszeit, die von den meisten Jugendlichen vor dem Eintritt ins Erwerbsleben und der Familiengründung gelebt wird, ist immer länger geworden, während in der Jugendphase. (ehemals erwachsenbezogene) Unabhängigkeit und volle Gleichberechtigung angestrebt wird. „Persönliche Altersdefinition und gesellschaftlich zugeschriebene Altersrolle treten scherenförmig auseinander“ (Zinnecker 1997, 489).

nerationseinheiten, Generationstypologien und Generationsstile einander ablösen, lassen sich hierzulande sehr gut infolge wechselnder, jeweils sich verändernder alltagskultureller Lebensformen und Lebensstile rekonstruieren, die freilich wiederum auf das Individualisierungstheorem verweisen. Die Generalvorstellung ist etwa die, dass in Bezug auf das Aufwachsen sozialhistorische Veränderungen im Laufe der letzten Jahrzehnte vermehrt ein Prinzip zunehmender Wahlfreiheiten in fast allen Lebensbereichen und Möglichkeitsspielräume für Individualisierungs- und Selbstverwirklichungstendenzen der Heranwachsenden - nicht zuletzt angesichts der „Deinstitutionalisierung und Entritualisierung des jugendlichen Gemeinschaftslebens“ (Mitterauer 1986, 236/237) - eröffnet haben (vgl. Fend 1988, 167). *Jugend* scheint zu einer Phase zentraler „persönlicher Entscheidungen“ geworden zu sein. Politisch-weltanschauliche Angelegenheiten, Schul-, Berufs- und Lebensstilentscheidungen wären sozialhistorisch betrachtet in diesem Kontext an erster Stelle zu erwähnen (Mitterauer 1986, 39). *Individualisierung* bzw. *Biographisierung von Jugend* ist ein nicht zu unterschätzender Grund, weshalb der *Generationsansatz* fragil zu werden scheint.

6. Jugendgenerationen im Wandel nach dem 2. Weltkrieg

Auch wenn Tücken und Unzulänglichkeiten in Bezug auf die höchst unterschiedliche Verwendung von Generationskonzepten bei Jugendlichen ausgemacht werden, kann es jenseits der infragegestellten Betrachtung der Einheitlichkeit der Jugend dennoch sehr aufschlussreich sein, die zentralen Jugendgestalten und Generationsbilder nach dem 2. Weltkrieg (vgl. etwa zu den Jugendgestalten vor dem 2. Weltkrieg; Ferchhoff 2000a, 32ff.; 2007) die über die innerwissenschaftlichen Debatten der deutschen, vornehmlich bundesrepublikanischen Jugendforschung hinaus eine bemerkenswerte Rolle gespielt haben, in periodisierender, historisch-chronologischer Folge noch einmal in Erinnerung zu rufen. Generation hier verstanden etwa als soziale „Formation bestimmter Geburtsjahrgänge, die durch spezifische Prägungen, Denk- und Handlungsmuster sowie durch ein vages Gefühl der Zusammengehörigkeit miteinander verbunden waren“ (Siegfried 2003, 26). Dieser Durchgang (acht in Westdeutschland und drei prägende in der DDR, die (*Gründer- bzw. FDJ-Aufbaugeneration*, die weitgehend mit einem miefigen Gefühl des Wohlseins und der Übereinstimmung des Systems ausgestattete *Integrierte Generation* und die nicht protestierende, sondern eher sich den hohen Werten der sozialistischen Gesellschaft verweigernde *Distanzierte Generation*; vgl. bspw. Lindner 2003, 33; Bude 1999, 14) wird uns zu Beginn des 21. Jahrhunderts im Medium und Spannungsverhältnis von vielen unterschiedlichen, selbsterzeugten symbolischen Subjektleistungen und der meistens imaginären Bearbeitung von strukturellen Konflikten (vgl. bspw. auch Stauber 2004) zu einem Crossover oder Szenemix unter fließenden Übergängen von postalternativen, patchworkartigen jugendkulturellen Lesarten und so betrachtet auch zu den globalen und zugleich lokalen Pluralisierungen, Differenzierungen und Individualisierungs-, Kulturalisierungs- und Selbstinszenierungs- bzw. Selbstbehaup-

tungstendenzen von Jugend führen, hinter die man so kurz nach der Jahrtausendwende nicht mehr zurückfallen kann.

Im Anschluss an die *Generationseinheit der Flak- bzw. Luftwaffenhelfer*, die noch in der Hitler-Jugend sozialisiert wurden (vgl. Schörken 1984; 1986, 326ff.; 1990; Wasmund 1986; Bude 1987; Ferchhoff 2007), sprach man in der unmittelbaren Nachkriegszeit schlaglichtartig vornehmlich im Zuge des nicht verarbeiteten, meistens nur abgelegten Nationalsozialismus (zumal die eingeschlifften Strukturen der nationalsozialistischen Mentalität unsichtbar weiter wirkten; Schörken 1990, 148) und der verheerenden Kriegsfolgen und Nachkriegswirren zuerst von einer *Jugend ohne Jugend* bzw. von einer *suchenden und fragenden Generation* (Theodor Litt und Eduard Spranger), die aus verständlichen Gründen danach fragte, wie die unmittelbare Lebensnot zu überwinden und das (Über)Leben überhaupt weitergehen sollte. Deren Leben wurde im Endstadium des Dritten Reichs und auch nach der Zäsur 1945 bis zur Währungsreform 1948 wesentlich durch verheerende Kriegsfolgen und Nachkriegswirren geprägt. Sie lebten quasi in einer permanenten Ausnahme-situation, in der die Sorge um das bloße Überleben fast alle Kräfte band (Hunger, Zerstörung, Flüchtlingstrecks, etc.; Peukert 1989, 11f.).

Vor dem Hintergrund der Befreiung durch die Alliierten und totalen Niederlage Nazi-Deutschlands erlebten viele von ihnen ein rasches und lautloses In-Sich-Zusammenfallen des Führermythos und der zugleich engstirnigen und heroischen Weltansicht (Schörken 1990, 45) und waren vor allem – im Anschluss an ihre zumeist jugendliche Faszination für das faschistische System – enttäuscht und verbittert darüber, um ihre Kindheit und Jugend betrogen und von einem verbrecherischen System skrupellos funktionalisiert und ausgenutzt worden zu sein (Dudek 1993, 325). Sie flüchteten schließlich in einen entheroisierten, politikabstinenten geschichtslosen Pragmatismus (Bude 1987, 69). Die Not und Kargheit der ersten Nachkriegsjahre nötigte zahllose Trümmerkids früh dazu, sich jenseits geringer Beaufsichtigung durch Erziehungs- und Kontrollinstanzen durchzuschlagen und in vielen Bereichen quasi-selbständig-erwachsene Rollen einzunehmen. In jenen Jahren gab es zunächst Lehrstellenmangel und hohe Arbeitslosigkeit, obgleich genug aufzubauen war. Es gab kaum funktionsfähige Schulen und vor allem männliche Erzie-

hungsberechtigte fehlten oftmals, weil sie entweder auf den Feldern der Ehre gefallen oder verstümmelt, deprimiert, kaputt und unnütz zu Hause saßen. Zehntausende von Mädchen und Jungen lebten in Notunterkünften, ehemaligen Bunkern und Baracken. Für das tägliche Überleben wichtig waren Hamsterfahrten, Schwarzmarkthandel, Kohleklaue und viele andere Arten halblegalen Organisierens (Lindner 1996, 34ff.). Relativ unumstritten und eindeutig war in jenen Jahren in politischer Hinsicht zunächst nur entweder eine zumeist nur institutionalisiert oktroyierte, antifaschistische politische Neuidentifikation mit dem Sozialismus für wenige im Osten oder eine grundlegende Loslösung trotz alliierter Umerziehungsprogramme und demokratischer Ideologisierungsbemühungen von einer politischen Fremdbestimmung für viele im Westen. Das Misstrauen gegenüber der amtlichen Politik und die Abwehr alles Politischen (Dudek 1993, 323) war während der Besatzungszeit groß. Im Zuge eines umfassenden Autoritäts-, Sinn- und Vertrauensverlustes (Jugendliche ohne erwachsene, vornehmlich männliche Vorbilder) galt es für die meisten Jugendlichen nun endgültig vom glückverheißenden Missionsgedanken der Jugend Abschied zu nehmen. Der Traum vom „politischen Einsatz der jungen Generation“ war zu Ende (Pactel 1960, 168). Und von politisch durchsättigten höheren Mythen, Weihen und Verheißungen der Jugend, die im Zuge der Restabilisierung des Glaubens an das Gute und Wahre (Abels 1993, 138) vor allem als pädagogisch und geisteswissenschaftlich-psychologisch ambitionierte lehre, wahrhaftige und teleologische Vorstellungen und Bestimmungen sich durch die gesamte erste Hälfte des 20. Jahrhunderts hindurchzogen, wollte mindestens im Westen Deutschlands von den Jugendlichen kaum einer mehr etwas wissen, obgleich viele Psychologen und Pädagogen sich nach dem 2. Weltkrieg geradezu anklagend wieder einmal auf jugendverpflichtende, zeitlose, gefühlsintensive und schwärmerische Ideale beriefen und den – von ihnen diagnostizierten – im Prinzip unjugendlichen jugendlichen Nihilismus bekämpfen wollten. Das sendungsbewusste Ansinnen und die Aufforderungen, eine neue, an idealistischen Idealen sich orientierende Jugendbewegung möge sich der „Wiedergeburt der deutschen Seele“ annehmen, blieben übrigens in den Nachkriegsjahren auch weitgehend bei jenen jugendlichen Gruppierungen ohne große

Wirkung, die noch tendenziell in den alten und übrig gebliebenen jugendbündischen, pfadfinderbezogenen oder jugendbewegten Milieus lebten (Klönne 1991, 97; König 2006, 263ff.; Krolle 2006, 294ff.).

Der deutsche Sonderweg des Wandervogels bzw. der bündischen Jugendbewegung überlebte direkt in den Nachfolgegruppierungen nach dem 2. Weltkrieg nur noch in einigen wenigen jugendkulturellen Randbereichen und Nischen. Ein letzter Versuch, die traditionellen bündischen Lebensgefühle, wiederum vornehmlich von Oberschülern und Studenten getragen, (Natursehnsucht, Zivilisationskritik, Wiederentdeckung des Volkstums, Lagerfeuerromantik, romantischer Jugendkult, nomades Gruppenleben, Lagerfeuerromantik, romantischer Jugendkult, freigewähltes Beisammensein und Lebensgemeinschaft von Altersgleichen, inklusive der Selbstbestimmung der Leitung, die sich qua Leistung resp. besonderes Können zu legitimieren hatte, Autonomie gegenüber äußeren Einflüssen etc.; vgl. Mitterauer 1986, 223.) im klassischen Sinne noch einmal in einer Art Neubestimmung zwischen „Fernweh und eigener Geschichtlichkeit“ aufleben zu lassen, waren die – US-amerikanische Folk-Traditionen aus Newport und die politischen Chansons aus der Kampagne gegen die Notstandsgesetzgebung und der Ostermarschbewegung aufnehmenden – Folk-Festivals in den 60er Jahren auf der Burg Waldeck (Knoll/Schoeps 1988, 7; König 2006, 275).

So gesehen konnte nach 1945 in Westdeutschland die bürgerliche Jugendbewegung nicht mehr ihre ehemalige Faszination und Ausstrahlungskraft entfalten. Eigentlich war ihr Ende schon nach der NS-Machtübernahme mit dem Verbot der Bündischen Jugend 1933 eingeleitet. Eine weitere große Zäsur erlebte sie dann noch einmal in den gesellschaftlichen, quasi überbündischen Umbrüchen („Festivals Chanson – Folklore“ auf der Burg Waldeck und der späteren Studentenbewegung) in den 60er Jahren, gleichwohl der Streit um das Erbe im Kontext des Hohen Meißner direkt nach dem Kriege entfacht wurde und 1947 gegen Gustav Wynekens und Knud Ahlborns Vorstellungen, eine politisch dezidierte sozialistisch orientierte Freideutsche Jugend ins Leben zu rufen, zur eher lockeren Institutionalisierung ohne eindeutiges politisches Programm und Bekenntnis des Freideutschen Kreises aufflammte (vgl. Seidel 1996, 31ff.). Auch die organisierte(n) Arbeiterjugendbewegung(en)

konnten – allen Revitalisierungsversuchen zum Trotz – nach dem Kriege nicht mehr jene dynamische Kraft und Ausstrahlungskraft zurückgewinnen, die sie quasi bis zum Ende der Weimarer Republik besaßen (Dudek 1993, 322). Allerdings gab es auch während der gesamten Zeitspanne unter nationalsozialistischer Herrschaft jenseits der Hitlerjugend und jenseits der Wehrmacht immer wieder Außenseiter und „kleine bündisch orientierte Gruppen: Katholische, jugendevangelische, nationalrevolutionäre und proletarische Jugendgruppen, die im politischen Raum der „Illegalität“, zuweilen auch des Widerstands auftauchten – bis die Gestapo sie unschädlich machte“ (Paetel 1960, 146). Hinzu kamen immer wieder auch einige freizeitbezogene, informelle Jugendgruppierungen und Cliques, die vor allem im Rahmen ihres leidenschaftlichen Freiheitsdrangs tiefe Abneigungen gegenüber dem disziplinierten schematischen Schulungs- und Drillbetrieb der Hitlerjugend hatten (ebenda, 144). In diesem Zusammenhang tauchte stets auch als Fremdetikettierung für die unorganisierten, wilden und rauen jugendlichen Gesellungen die Bezeichnung bündisch auf. Freilich hatten die Cliquesangehörigen lebensmilieuspezifisch und auch personell betrachtet kaum Beziehungen zur traditionellen bündischen Jugendbewegung (vgl. Kenkmann 1996, 343; 2002, 405ff.), obwohl verschiedene alltagskulturelle Stilmittel wie Kleidung, Liedgut, Embleme, Accessoires etc. sowohl aus dem Kontext und Repertoire der bündischen Jugendbewegung – z. B. des Nerother Wandervogels – aber auch der Arbeiterbewegung entlehnt wurden. In den Jahren 1937 bis 1941 wurde das Etikett „bündisch“ in einer diskriminierenden Etikettierung zur dominierenden Außenbeschreibung für jugendliche Angehörige einer sozialmilieuspezifischen Jugendsubkultur vornehmlich im tiefen Westen im regionalen großstädtischen Arbeitermilieu, die außerhalb des offiziellen HJ-Betriebes in illegalen jugendlichen Cliques in betont lässiger Kleidung auf Fahrt gingen, illegal zelteten, aufmüpfige Lieder sangen, in den Städten HJ-Pimpfe beschimpften und immer wieder in handfeste Auseinandersetzungen und Schlägereien mit den eigens auf sie angesetzten HJ-Streifendienstern gerieten. Festnahmen waren an der Tagesordnung. Im Kaiserreich und in der Weimarer Republik waren sie noch als Halbstarke und Wilde Cliques und im

ersten Drittel der NS-Herrschaft in den 30er Jahren als Navajos und Kittelbachpiraten in der Öffentlichkeit bezeichnet und von offizieller Seite ob ihrer Provokationen, Normabweichungen und Normverletzungen immer auch diskriminiert worden. Ab 1941 setzte sich dann im gesamten Rhein-Ruhr-Gebiet die Außen- und Selbstbezeichnung Edelweißpiraten durch (Kenkmann 1996, 356), die auch in der Nachkriegszeit bis zur Währungsreform 1948 beibehalten wurde (Kenkmann 2002, 405ff.). Die Auflehnung, die die informellen Gruppen der Edelweißpiraten, die sich unverändert aus der Arbeiterklasse rekrutierten, „gegenüber den Nazis beseelte, wandelte sich beinahe über Nacht“ im Sommer 1945 gegen die alliierten Streitkräfte und „Besatzungsbehörden“ (Kenkmann 1996, 271f.). Und neben den „Alliierten avancierten besonders die polnischen „Displaced Persons“ zu ihren Gegnern, weil sie sie als Konkurrenten im Milieu der Bahnhöfe, Straßen und Plätze wahrnahmen.“ (Breyvogel 2005, 37). Mit dem Territorialprinzip, dem autoritären Machismoverhalten und der körperlichen Geschicklichkeit und Risikobereitschaft blieben die Edelweißpiraten in den traditionellen Bahnen und Strömungen der jugendlichen Arbeiter(sub-)kulturen. Indem sie auch „moralische Kontrollen der Rügebräuche gegenüber Mädchen einnahmen, die sich mit alliierten Soldaten befreundeten“ (Kenkmann 1996, 301f.), schlossen sie an jugend-spezifische Formen der Rügebräuche an (eine Art sittenrichterliche Tätigkeit jenseits der offiziellen Gerichtsbarkeit im Rahmen traditionaler Landgemeinden, die bspw. das „sexuelle Verhalten der Mädchen“ überwachte und bei Abweichung nicht nur symbolisch verhöhnte und sanktionierte; vgl. Mitterauer 1986, 174), die sich historisch etwa in den lokalen ländlichen Jugendgruppen bis ins Mittelalter in Zentraleuropa zurückverfolgen lassen. Bei den Edelweißpiraten tauchte auch als Symbol schon die „Ziffer 88“ auf, die in der Nachkriegsgeschichte des Rechtsradikalismus im Namen bestimmter Skinhead-Milieus und vor allem im Kontext der Neo-Nazi-Szenen eine bedeutsame Rolle spielen sollte. Die 8 steht in der Reihenfolge des Alphabets für das H und die 88 für das doppelte H. H. - „Heil Hitler“ (Breyvogel 2005, 37).

Allerdings hatten die sozialmilieuspezifischen Jugendsubkulturen der Kittelbach- und Edelweißpiraten mit den schon ansatzweise ameri-

kanisierten Jazzkompositionen, Swingmelodien und Hot-Jazz-Rhythmen vor und im Kriege und direkt nach dem Kriege kaum etwas zu tun (Kenkmann 1996, 358). Von daher stieß bei den Edelweißpiraten die in anderen Jugendkulturen wie beim Swing, Bebop, Rock 'n' Roll etc. immer wichtiger werdende popläkulturelle Amerikanisierung auf Grenzen.

Der Stil des frühen Jazz war vornehmlich mit der Bezeichnung New-Orleans-Jazz und u. a. auch mit dem Heroen „Louis Armstrong, and his Hot Five“ verbunden, während Duke Ellington mit einer bestimmten Spielart des Jazz, einer rhythmisch stärker durchgebildeten Swing-Musik bekannt wurde. Duke Ellington konnte allerdings als schwarzer Musiker mit seiner Swing-Musik die Rassenschränken noch nicht durchbrechen. Dies gelang erst, unterstützt durch Radio, Film und Schallplatte im Rahmen einer international sich durchsetzenden populären Unterhaltungsmusik, dem „King of Swing“, dem weißen Benny Goodman in den dreißiger Jahren (vgl. Kater 1998; Breyvogel 2005, 20ff.). So gesehen kann im Gegensatz zum Wandervogel und zur bündischen Jugendbewegung, aber auch im Gegensatz zum zwar international ausgerichteten Scoutismus bei der aufkeimenden städtischen Swing-Jugend im nationalsozialistischen Deutschland von einem ersten internationalen Stil-, Modetrend und Medientransfer pop- und jugendkultureller Machart gesprochen werden. Die (ausleihbaren und tauschbaren) Schallplatten und das Grammophon traten an die Stelle des Buches und wurden zu wichtigen gruppenspezifischen Erkennungszeichen. Mit diesen neuen Medien und dem modernen amerikanischen Rhythmus änderten sich auch die Lebensgefühle und Stimmungen dieser jungen Leute. Heute würden wir von Lebensstilen und Kultgegenständen sprechen. Die Swing-Jugendlichen im deutschen Faschismus rekrutierten sich insbesondere aus den gehobenen Gesellschaftsschichten oder den neuen städtischen Mittelschichten. Mädchen waren im eigenen Sprachgebrauch als „Hot Girls“ nahezu den „Hot Boys“ gleichgestellt. Hotten galt als eine übliche Bezeichnung des bevorzugten Tanzstils der Swing-Jugend, der auch schon mit der Aufweichung des Paartanzens Elemente individualisierter Tanzformen späterer Jugendkulturen vorwegnahm. Die typischen Swing-Cliquen präsentierten sich durch exzentrische, elegante Verweigerungsformen und ästhetische Provokationen (herabwallende Haartracht der

amerikanischen Jazz und Swing (Tommy Dorsey, Louis Armstrong, Benny Goodman, Glenn Miller, Lionel Hampton, Louis Prima u.v.a.m.) verbreiteten und von den Luftwaffen Helfern begierig aufgenommen und begeistert gehört wurden – selbstverständlich auch als willkommene Entlastung vom alltäglichen Dauerdruck und den Zukunftsorgen (vgl. Schörken 1986, 326ff.; Lange 1986, 320ff; Pohl 1991, 241ff.; Arnu 1995, 10).

Vom amerikanisch beeinflussten Jazz- und Swingstil führten im Genre der tendenziell klassenübergreifenden und poplärkulturellen Stilen Zeichen und Unterhaltungsmusik deutliche international-globale Linien in die sich anbahnenden Freizeitgesellschaften der Nachkriegszeit. Nach dem 2. Weltkrieg trat der ohnehin schon seit den 20er Jahren jugendkulturell international wirksame us-amerikanische Jazz in allen Spielarten nicht zuletzt durch die US-Siegertruppen seinen weltweiten (vor allem in Westeuropa inklusive Deutschland) Siegeszug an. Amerikanische Radiosender, Clubs und Musikveranstaltungen verbreiteten den Jazz im größeren Stil – freilich überwiegend in den polierten Varianten der „Bigband-Sounds“ und des Dixieland – als demokratische Musik der Freiheit und des lässigen „American Way of Life“, während die tendenziell intellektuellen Varianten des „Modern“- und „Cool“-Jazz vorzugsweise in den frühen 50er Jahren des 20. Jahrhunderts in den kleinen, aber feinen existentialistisch geprägten Studenten- und Gymnasialmilieus Eingang gefunden haben. Nicht nur in Paris der 50er Jahre traten in einer Art antibürgerlicher Aufmachung und Haltung jugendliche Intellektuelle in den Espresso Bars, Hot-Clubs, Jazz-Kellern und Jam-Sessions auf den Plan, die mit Stoppelhaarfrisur/Cäsarenschnitt in einer unheimlich coolen, antipsychoischen Haltung als Existentialisten mit Camus, Greco, Sartre und Sartre, teilweise auch schon mit der amerikanischen Beatliteratur im Arm, Cool-Jazz in den Ohren sowie vornehmlich schwarz in schwarz, schwarze Rollkragenpullover, schwarze Hose, manchmal schon Jeans, Armee-Parka oder Duffel Coat, und schwarze dickrandige Brillen trugen und Pfeife oder selbstgedrehte schwarze Zigaretten nach dem Vorbild des *Quartier Latin* rauchten. Mädchen in den bohème-orientierten Existentialistenmilieus bevorzugten kurze Haarschnittformen wie

Mädchen, Lidschatten, Augenbrauen nachgezogen, gefärbte Lippen, Finngemägel rot lackiert, lässiges Auftreten und mit (weiblichen) Reizen spielen; männliche Haarlänge bis 27 cm, man trug anglophile Kleidungsstücke, lange, karierte englische Jacken, auffallende Schals, Schuhe mit dicken, hellen Krepptsohlen, einen Regenschirm über den Arm gelegt bei jedem Wetter, einen Unger-Diplomaten-Hut; Peukert 1980, 203; Müller-Münch 1984, 1) öffentlich sichtbar in städtischen Räumen (Lokale, Kinosäle, Plätze, Cafés), trafen sich bspw. vor und während des Krieges nicht nur im *Alsterpavillon*, im *Café Heinze* und dem *Trocadero* in Hamburg, dem *Melodie Club* und dem *Café Imerator* in Berlin, sondern auch in Freibädern, Stadtparks, auf Eislaufbahnen und in Privatwohnungen („Hausfeste“/„surprise parties“). Dort wurden, wie übrigens auch während des Fliegeralarms im Luftschutzkeller, auf dem (tragbaren) Grammophon von den Swing-Fans die begehrte englische und amerikanische Musik gehört. Für die Sicherheitspolizei der Nazi-Diktatur waren diese Swingjugendlichen allein wegen ihres snobistischen Benehmens sittlich und charakterlich verwahrlost – und somit „illegal“. Beliebt waren Varianten des amerikanischen Jazz und Swing auch bei den sehr jungen 15- bis 16-jährigen Luftwaffen Helfern, die zwar in den rigiden totalitären Organisationsstrukturen und Wertesystemen der Nationalsozialisten etwa der Hitlerjugend aufwuchsen und sozialisiert wurden, aber in dem ebenfalls sehr rigiden militärischen Ordnungssystem unter nationalsozialistischer Prägung während des militärischen Drills und mitten im „Totalen (Bomben-)Krieg“ vom Frühherbst 1944 an einen nicht nur pubertären, lässigen und lockeren Anti-Stil“ entwickelten, der unter sehr ungünstigen Bedingungen kleine jugenddeigne Freiräume, Amüsement und Ausdrucksformen (längere Haare, Halstücher in gelb und rot kombiniert mit der Uniform, Entfernung des Hakenkreuzes von der Mütze, verbotene Anstecknadeln etc.) ermöglichte und kaum noch etwas mit der paramilitärischen stumpfsinnigen HJ-Mentalität, den pathetischen Parolen und dem HJ-Liedgut zu tun hatte. Der – verbotene – Jazz und die – gleichfalls verbotene – Swing-Musik spielten dabei als „Leitwährung“ eine zentrale Rolle. Ebenfalls verbotene deutschsprachige BBC-Sendungen und die englischen propagandistischen „Soldatensender Calais“ und „Gustav Siegfried Eins“ waren die entscheidenden Medien, die den vornehmlich

Jean Seberg, Pferdeschwanz oder einen Zopf auf der einen Seite oder Ponyfrisuren und trugen oftmals Ballerinaschuhe.

Etwa zur gleichen Zeit (in den 50er Jahren) breiteten sich in den USA - im Anschluss an einige wichtige Vorläufergestalten der sogenannten „White Negros“ (Norman Mailer): die „Hipster“ - weitere gegenkulturelle Strömungen aus. Für Mailer waren die Hipster amerikanische Existentialisten, die bspw. als Hobo oder Gammler in der Haltung von Mobilität zwischen Güterwaggons, von aktivem Widerstand aber auch latenten Rebellion einen extremen Nonkonformismus lebten. Insbesondere in den Bohème-Vierteln der alltagskulturell lebendigen Großstädte der Nachkriegszeit in San Francisco und New York, Chicago und New Orleans, aber auch in Paris und London war dies in der Melange zwischen schwarzer Kultur, Bohémienkultur und verschiedenen gestrandeten, buntscheckigen jugendlichen Abweichlern und Delinquenten zu beobachten.

In den USA und speziell in New York und San Francisco kristallisierte sich aus den diversen gegenkulturellen Strömungen eine sich selbst verwirklichende und das System herausfordernde und provozierende, vornehmlich weiße Gegenkultur in den frühen 50er Jahren heraus: die legendären - in der Geschichte der globalen Jugendkulturen, mit vielen Umwegen und zunächst auch Verzögerungen, sehr wirksamen - Beatniks. Mit den Protagonisten Allen Ginsberg, William S. Burroughs und Jack Kerouac zelebrierten die Beatniks vornehmlich in Gedichten und Prosa einen, oftmals mit Alkohol und anderen Drogen unterstützt, gegenkulturellen Entwurf mit jugendlichem Elan zur Leistungsgesellschaft, zur Konsummentalität und zum schnöden Gewinnstreben. Mit Abenteuerlust und Freiheitsbestreben gegen die bürgerlich biedereren, seriösen, verklemmten und spießigen (moralischen) Klischees, Konventionen und Verpflichtungen der kommerziellen Erwachsenenwelt in der Nachkriegsgesellschaft setzten sie sich mit einer Bewusstseinsrevolution, gerade nicht mit Musik und auch nicht mit großen politischen Demonstrationen zur Wehr. Und anders als bei allen späteren amerikanischen globalen Protestbewegungen (Rock'n'Roll, Rocker-, Studenten-, Flower-Power resp. Hippiebewegung, amerikanische Punk-, Grunge-, Hip-Hop- und Techno-Kulturen), die jeweils sofort im Anschluss an ihre jeweilige

Genese nach Europa schwappten, dauerte es eine Zeit lang, bis die Botschaft der Beat-Generation in Europa etwa in den (stark französisch geprägten) bürgerlichen Existentialistenmilieus und viel später vereinzelt etwa im Rahmen der nicht weit verbreiteten Gammlerbewegung Anfang der 60er Jahre ankam.

Helmuth Schelsky's bahnbrechende soziologische Analyse zur Jugend im Anschluss an die deutsche Katastrophengesellschaft in den 50er Jahren gipfelte im Gegensatz zu der gesamten Pädagogenzunft seiner Zeit, die stets Jugend aus einer idealisierten Spekulation bzw. normativ-wünschbaren Ideologien etwa im Medium von psychologischen Reife-theorien und deren pädagogische Instrumentalisierungen und nicht im Rahmen gesellschaftlicher Wirklichkeitsverhältnisse betrachtete (Schelsky 1957, 101ff.), darin, dass er damals in einer zweiten *Jugendgenerations-typik* jenseits der kleinen Existentialistenmilieus (auch die amerikanische *Beat Generation*, die *Prototypen der „White Negros“*, wie Norman Mailer diese weißen Hipster später nennen sollte, hatte bis auf wenige Ausnahmen im Existentialistenmilieu in den frühen 50er Jahren kaum bzw. nur einen marginalen Einfluss auf die deutsche Jugend) vor allem für die berufstätige Jugend zwischen 14 und 25 Jahren von einer *skeptischen Generation* sprach, die sich zwar immer noch im Kontext des zwar zu Ende gegangenen, aber mentalitätsgeschichtlich nicht aufgearbeiteten, stattdessen verdrängten Nationalsozialismus und der Kriegsfolgen, allerdings schon mit eines(r) allgemein einsetzenden, in erster Linie wirtschaftlichen Aufbaus und bescheidenen Aufbruchstimmung der Nachkriegszeit jenseits von Politik und politischer Ideologien als im Riesmanschen Sinne außergeleitete Entpolitisierung und Entideologisierung des jugendlichen Bewusstseins (Schelsky 1957, 84) ausdrücken sollte. Mit deutlichen Absagen an die typisch idealisierte Jugendgestalt („sittliche Idealität der Person und Lebensführung“ (Schelsky 1957, 62) der deutschen Jugendbewegung/die „*Generation der Jugendbewegten*“ und an die monopolistische, kollektivistisch ideologische Sozialform der politischen (Hitler-)Jugend trat die „Skeptische Jugendgeneration“ auf den Plan. Die „jungen Arbeiter und Angestellten“ und gerade nicht die Oberschüler oder Studenten waren die strukturbildenden und verhaltensprägenden Figuren dieser Jugendgeneration (Schäfers 2003, 34). Skepsis,

Misstrauen, Kritik, illusionslos und nach außen orientierte Nüchternheit tauchten als Gegenbegriffe zur kompromisslosen Befolgung eines überhöhten Ideals und seiner Anforderungen, zur jugendbewegten selbstlosen Identifikationsbereitschaft, zur heroisch-heilsbringerischen Aufopferung und zur romantischen Innenweltorientierung auf. Auch hier lautete die Devise: 'bloß keine volkgemeinschaftlichen Mythen, keine moralisch-ideellen Weltanschauungen und Ideologien mehr! Der hohe Wirklichkeitssinn und die pragmatische Handlungseinstellung der *skeptischen Generation* waren durch sehr harte und glücklicherweise seltene Lebenserfahrungen erkaufte: durch Krieg, Zerstörung, Not, Hunger, Vertreibung, vor allem aber via Ausbeutung ihres Idealismus durch ein ideologisches politisches System. Es entstand eine neue Jugend, die tendenziell in sozialer Sicherheit aufwuchs und Kriege und Gewalt nur literarisch oder via Medien kennen lernte. Einstellungen, die die wirklichkeitsfremde Weltverbesserung gerade im Sozialen und Politischen im Visier hatten, wurden erst in den 60er Jahren wieder aufgenommen (Abels 1993, 221).

Im Zusammenhang des Zusammenbruchs vieler sozialer Ordnungen wurde der Familienzusammenhang als letzter Stabilitätsrest und sozialer Halt in einer offenkundig sich auflösenden Welt empfunden (Schelsky 1957, 128), und so entstand eine den privaten Bereich und die aktive Lebensbewältigung betonende, politisch desillusionierte, ernüchterte, gründlich abgetörnte, zum Teil nicht nur bei Flüchtlingsjugendlichen Erwachsenenrollen übernehmende (vgl. Roeßler 1957, 439) und in ersten Ansätzen schon deutlicher und dezidiert als in den 20er Jahren (vgl. Kapitel 1 in diesem Band) eine, die existentielle Jugendnot hinter sich lassende Jugend des deutschen Wiederaufbaus, aber auch schon eine, jenseits von Autoritätsfixierungen und -strukturen die Selbständigkeit und Unabhängigkeit betonende, von Mode, Musik, Medien und Massenkultur mitbestimmte kommerzialisierte Jugend (Seewald 1988). Immerhin kündigte sich im Anschluss an die Swingjugend mit dem Auftauchen der Teenager- und Halbstarkenkulturen in den 50er Jahren im Lichte von Mediatisierung, Kommerzialisierung, Technisierung und Internalisierung, aber auch im Zuge der Aufwertung „kultureller Schlüsselobjekte“ wie Musik, Medien, Sport, Fahrzeug, Tanzhalle etc. sowie im

Zuge einer generellen Aufwertung der „alltagskultureller Gegenstände“ wie Aussehen, Kleidung, Frisur, Körperhaltung etc. eine schrittweise Ablösung der moralisch-pädagogischen Codes - vor allem unterstützt durch amerikanische Idole der Populärkultur (James Dean, tendenziell klassenübergreifend, Little Richard, Elvis Presley, Buddy Holly, Fats Domino, Bill Haley) - durch freizeitorientierte, spaßbetonende, hedonistische Lebensgefühle an (Lindner 1986, 282; Doderer 1988, 580; Lindner 1996, 45; Zinnecker 2002, 474; Breyvogel 2002, 446). Vor allem mit dem populär- und massenkulturell wirksamen amerikanischen Rock'n'Roll, aber auch mit den britischen Teds und den deutschen Halbstarken (ebenefalls Rock'n'Roller) erschienen gerade in nicht bohémehafter, in nicht intellektueller und in nicht avantgardistisch-bürgerlicher Weise im Kontext massenmedialer und konsumorientierter Verbreitung weitere Sendeboten „einer global wirksamen, kapitalistisch befeuerten Kulturrevolution“, welche zunächst die jugendlichen Bewohner vorwiegend aus dem Arbeitermilieu der „westlichen Hemisphäre“ - und in den 50er Jahren noch nicht über alle Sozialmilieugrenzen hinweg - nachhaltig „dauerverjünglicht“ haben (Lehnartz 2005, 72). Der Stil der Rock'n'Roller, der Teds und der Halbstarken war - wie bspw. schon in den proletarischen „Wilden Cliques“ der 20er Jahre, wie bei den Navajos, Edelweißpiraten, Meuten usw. in den 30er und 40er Jahren, angelehnt an bestimmte Traditionen der Arbeiterkultur - „ausgeprägt machistisch. Aber selbst in den Erscheinungsformen des Rock'n'Roll (Tanz- und Kleidungsstile, Habitus) ließen sich immerhin schon „Züge einer androgynen Aufweichung oder Facettierung harter Männlichkeit ausmachen“ (Maase 1992, 120). In den sich vornehmlich aus der Arbeiterklasse sich rekrutierenden proletarischen Jugendcliques selbst spielten die Mädchen, wenn sie überhaupt zugelassen wurden und auftauchten, eine noch untergeordnete Rolle als in den zeitgenössischen, eher bürgerlichen Jugendkulturen. Sie waren Anhängsel und auch Statussymbole der männlichen Anführer (vgl. Kuchert/Schilde 1985, 186). In den Rock'n'Roll- und Halbstarkenkulturen - und auch ein wenig später in den Rockerkulturen - wurden die mitwirkenden Mädchen in einer eindeutig subalternen und manchmal auch sexistischen Einstellung als

„Moped-Bräute“, „Stammzähne“ oder Sozius-Miezen“ bezeichnet und diskriminiert (Maase 1992, 134).

In der Mitte der 50er Jahre setzten sich neue Organisationsstrukturen von Jugend durch. Mit den Halbstarke und Teenagern wurde Jugend „im institutionellen Kontext von Freizeit- und Kulturindustrie organisiert.“ Zwei Typen von Großveranstaltungen erhielten Leitfunktion: Kinopläte und die sich entwickelnde jugendspezifische Musikszene. Auf Groß-Konzerten konnten Tausende von (Halbstarke-)Fans ihre Musik-Idole live erleben (Zinnecker 2002, 472). Während der oder im Anschluss an diese Rock'n Roll-Veranstaltungen kam es wie bei den einschlägigen Kinofilmen oder im Umfeld der Rummelplätze von 1956-1958 zu jugendlichen emotionalen Entladungen. Ausschreitungen, Straßen-Krawallen und Protestformen ohne politische Programmatik im lokalen öffentlichen Raum. Die Aktionsräume der Halbstarke blieben trotz aufkommender Mobilität durch Mopeds und Motorräder im Vergleich zu den heutigen auch überörtlichen Jugendkulturen in der Regel regional und wohnortsbezogen begrenzt. Die subjektiv eingeschätzte Programmatik der Halbstarke, die sich ausnahmslos aus den (groß-städtischen Quartieren und traditionellen territorialen Gesellschaftsformen der Arbeiterjugend (vornehmlich Arbeiter und Lehrlinge, oftmals aufgewachsen ohne Väter; vgl. Krüger 1983, 79; Grotum 1994, 110ff.; Zinnecker 2002, 468ff.) rekrutierten, bestand bspw. darin, im Anschluss an einen Kulturfilm der Halbstarke („Außer Rand und Band“) mal selbst in einer Art „emotionalen Entfesselung“ „außer Rand und Band zu sein“ (Breyvogel, 2002, 449; 2005, 40). Sie wollten jenseits des in ihr Alltagsleben stark eingreifenden und abhängigkeitsorientierten familiären und arbeitweltlichen Bezugs in der hoch- und wertgeschätzten Freizeit frei, mobil und hedonistisch sein.

In politischen Metaphern gesprochen handelte es sich um die sogenannte *unpolitisch-demokratische Adenauer-Generation* (Schelsky 1957, 451; Fogt 1982), um eine, sich der neuen demokratischen Wirklichkeit aufschließende, *pragmatisch desillusionistisch orientierte und politische Gleichgültigkeit neuen Stils praktizierende Generation* (Riesman 1958, 179), einer *Ohne-Mich-Generation* bzw. *Ohne-Uns-Haltung* - allerdings nur was den öffentlichen Bereich der möglichen Pflichten anging. Zudem hatte sich

diese Jugendgeneration allein schon wegen der eigenen und auch der familiären ökonomischen Existenzsicherung lebensaltersspezifisch relativ früh ohne lange eigenständige Jugendwelt in beruflicher Perspektive den Organisationen der Arbeitswelt zu stellen (ca. 80% der 15-24jährigen waren in den 50er Jahren berufstätig). Somit fand eine zu jener Zeit unhinterfragt gebliebene nüchtern-pragmatische Anpassung an die wirtschaftliche Entwicklungsdynamik entfaltenden gesellschaftlichen Arbeits- und Lebensverhältnisse statt. Insofern war es auch nur konsequent, dass von den Jugendlichen im Funktionszusammenhang der modernen Gesellschaft, so etwa Schelsky (1957), ein wirklichkeits- und sachadäquates Rollenverhalten auf Erwachseneniveau verlangt wurde. Die Grundeinstellungen zur Arbeit und zum Beruf waren nicht mehr nur klassenspezifisch ideologiedurchsättigt, sondern eher funktional und bestanden vornehmlich darin, dass Jugendliche nicht die totalen Sinnerfüllungsansprüche, sondern eher partikular die teilspezifischen Aspekte der Erwerbsarbeit im Rahmen ihres Lebensganzen betonten. Arbeit diente aber auch dazu, ihre fraglose Notwendigkeit anzuerkennen, freilich auch Zwecke und Mittel für Lebensziele und -bereiche außerhalb der Arbeit in Betracht zu ziehen. Es dominierten privater Rückzug, funktionales Arbeits- und Berufsinteresse, weniger innerseelisches Berufsein und weniger Heroisierung der Arbeit, persönliches Fortkommen und Freizeitbezug. Der lebensprägende und stilbildende Typus der Jugend des bundesrepublikanischen Wiederaufbaus war nicht mehr der Gymnasiast, dem es in einer Art Privilegienstruktur vergönnt war zwischen der Kindheit und der von Arbeitszwängen bestimmten Welt der Erwachsenen eine längere eigene Lebensperiode jenseits der Erwerbsarbeit, die seit der Jugendbewegung stets als pädagogisch wertvoll von den Pädagogen gefordert und unterstützt wurde, wahrzunehmen, sondern - ein wenig anders als in der DDR - der gegenüber totalitären Ideen der vergangenen Art immune, entideologisierte, auch nicht mehr klassenbewusste junge Arbeiter bzw. die junge Angestellte, die allerdings viel früher als die Jugendlichen aus den Mittelschichten in ihren arbeitsfreien Zeiten ein Bündnis mit der vor allem US-amerikanisch beeinflussten Kultur-, Freizeit- und Medienindustrie eingingen. Verbesserte materielle Lebensbedingungen und ver-

ringerte häusliche Verpflichtungen, Zunahme von arbeitsfreier Zeit und verfügbarer Kaufkraft, nachlassende Bindewirkung proletarischer und bildungsbürgerlicher sowie tradierter ideologischer Milieus angesichts stetig wachsender kommerzieller Freizeitangebote (Maase 1992, 96) wie (Privat-)Partys mit Musik und Tanz, Kino, Kneipe, Eiscafé, Milchbar, in denen Gleichaltrige relativ unkontrolliert zusammenkamen (ebenda, 206), bildeten die Voraussetzung dafür, dass sich die Umrisse eines auch gegenüber der Weimarer Republik historisch neuen, eines generalisierten, quasi lebensmilieutranszendierenden Typs von Jugendkultur (ebenda, 96) abzeichneten. In puncto Medien (Schallplatten, Kofferradios), Kleidung (Petticoat, körperbetonte, enge schwarze Hosen, Schlapperpullover, Parka, Duffle Coat, Jeans, flache Schuhe), Frisur (Pferdeschwanz und Pony bei Mädchen, pomadierte Künstlichkeit der Elvis-Tolle und des Entenschwanzes bei Jungen im zumeist unterschichtsbezogenen Halbstarcken- resp. Rock'n'-Roll-Milieu und verschiedene Kurzhaarschnitte/Bürsten/Stoppefrisuren im Jazzkellermilieu der Existentialisten und Cool- und Modern-Jazz-Fans bei Jungen), Tanzformen (Rock'n'Roll), Fan-Clubs, Körperlichkeit, Kosmetik (Make-up) und lässige Haltungen (ebenda, 205) bildete sich eine Teenagerästhetik des Flotten und Schicken heraus. Vor allem deutsche Musiker und Filmstars wie Freddy Quinn, Catharina Valente, Peter Kraus und Conny Froboess, aber auch internationale Ikonen wie Liz Taylor, Marilyn Monroe, Sophia Loren und Brigitte Bardot, die einfach männlich und weiblich und nicht so fad waren wie die Mädels und Jungen von nebenan, wirkten zumindest latent erzieherisch. Und wenn Kirmes in der Stadt war, zog man in den unteren Klassen und Schichten zur Raupe, wo die neuesten Hits gespielt wurden, und wartete auf die Verdeck-Minute, zu der man hoffentlich den gewünschten Partner neben sich sitzen hatte und Erotik ins Spiel kam - oder man zog weiter mit - oder ohne - Kreidler zum Auto-Scooter oder zur Schiffschaukel, wo sich ein Mann noch wie ein Mann vorkommen konnte.

Eine dritte jugendspezifische Generationsphase wurde zu Anfang bzw. in der Mitte der 60er Jahre mit der von Viggo Graf von Blücher diagnostizierten *Unbefangenen Generation* umschrieben, die sich ihrerseits in sozialer Harmonie und Partnerschaft mit den inzwischen materiellen

gesellschaftlichen Errungenschaften und den auf relativ hoher Stufenleiter sich vollziehenden, weiter ausdifferenzierenden Konsumgewohnheiten kulturaffirmativ nahtlos arrangierte, sich mit dem Normallebensentwurf von Familie, Arbeit, Freizeit, Leistung und Konsum problemlos identifizierte, zudem die gesellschaftlichen und politischen Zustände im großen und ganzen als demokratisch gerecht und als nicht grundsätzlich veränderungswürdige akzeptierte. Hierbei handelte es sich noch mehr als in den 50er Jahren um eine Generation, die das pragmatisch orientierte Bündnis zwischen Jugend, Schule und Beruf und der sich weiter entwickelnden kommerziellen Kultur- und Freizeitindustrie einging und dabei noch mehr als die Konsumpioniere der 20er und 50er Jahre den Eintritt in die kommerzielle Populär-, Jugend- und Freizeitkultur probierte und dann auch lebte (Zinnecker 1987, 41). Viele Jugendliche entwickelten symbolisch-expressive Verhaltensformen, um sich von der „Normalkultur“ abzugrenzen, manchmal auch abzusetzen (Mühlberg 1999, 176ff.). Man währte sich zweifellos viel stärker in der Bundesrepublik Deutschland als in der Deutschen Demokratischen Republik politisch und teilweise auch geistig-moralisch gesehen ideologiefrei, gegenwarts- und zugleich zukunftsorientiert und bediente sich unbefangenen der zahlreichen Chancen und Möglichkeiten einer Wohlstandsgesellschaft auf allen Gebieten, ohne sich einseitig oder über Gebühr politisch und sozial zu engagieren (von Blücher 1966, 403).

Support und common sense gingen vor Skepsis und Emanzipation - bei starker Indifferenz bzw. privater Absorbierung. In Familie, Schule, Betrieb, Freizeit, Gesellschaft und im politischen System lebte man weitgehend - freilich nach wie vor mit erheblichen geschlechts-, milieuspezifischen und nach wie vor auch kulturellen Differenzen - auffällig unauffällig angepasst. Es war vornehmlich jenseits der Arbeit, teilweise auch außerhalb der Schule und Hochschule eine Lebejugend entstanden, die die materiellen Werte wie Verdienst, beruflich-gesellschaftlicher Erfolg im Rahmen der gesamten Lebensführung favorisierte. Sie hatte ihre Lebensvorstellungen und -erwartungen mit der Zuwendung zum Vergnügen und der Lust am Konsum sowie an dem unverkrampften Spaß an der Freizeit, Mode und den Medien (Kino, Jugendzeitschriften, Kofferradio, Plattenspieler, Fernsehen) gebunden. Schon Anfang der

60er Jahre beeinflussten Jugendliche qua konsumfreudiger Massen- und Populärkultur die jugendliche Züge aufweisende Kultur der Erwachsenen, so dass Friedrich Tenbruck (1962) von einem „Puerilismus der Gesamtkultur“ sprechen konnte. Auch die relativ frühe Ablösung von der Herkunftsfamilie erfolgte zusehends über informelle jugendliche Gruppen und Cliques und den lustbetonenden Freizeitbereich. Jugentliche Gruppierungen Jugendzeitschriften, Filme, Musik und Jugendmode wurden lebensstilprägend, schufen im Rahmen einer Vielfalt von Rollen neue Wert- und Normvorstellungen, ergänzten und ersetzten in größerem Ausmaß die ehemals gültigen Vorprägungen, Vor- und Leitbilder, Bindungsgefüge, Erziehungsvorstellungen und Deutungsmuster, die bisheriges Alltagswissen, Erziehung, Traditionen und Konventionen geliefert hatten (Luger 1991, 229). Aber noch ganz im konventionellen Sinne bestimmten und funktionierten dennoch vor allem in Schule und Arbeitswelt die sogenannten Sekundärtugenden wie Disziplin, Gehorsam, Fleiß, Pünktlichkeit, Anstrengung usw. Tüchtigkeit ging vor Nichtstun, Integration vor Kritik, Konsens vor Konflikt, Zukunftsoptimismus vor Zukunftspessimismus (Jaide 1988, 315).

In der ersten Hälfte der 60er Jahre entstand *viertens* eine wiederum aus den USA und auch aus Großbritannien importierte Jugendkultur, die zunächst auf ihren Gitarren Rock'n'Roll Songs von Elvis Presley, Chuck Berry, Chubby Checker, Fats Domino; Bill Haley und Little Richard, aber auch den Mersey Beat der Beatles, Gerry & the Pacemakers, Swinging Blue Jeans, Small Faces, The Who (die Kultband der Mods), Kinks, Rolling Stones etc. und auch der deutschen Gruppen wie The Lords, Rattles, German Bonds usw. in vielen Amateurgruppen nachspielten (Ferchhoff 2005, 422ff.; Rumpf 1996, 21) und in einigen Exemplaren als Gammeler etwa im Rahmen der Schwabinger Krawalle 1962, auch in Leipzig gab es 1965 auf einer illegalen Kundgebung Auseinandersetzungen mit der Polizei zum Lizenzentzug von Amateurbeatgruppen (Wierling 1997, 223ff.), später dann in der zweiten Hälfte der 60er Jahre als Hippies und Flower-Power-Bewegung/Blumenkinder mit ihren inszenierten, nonkonformistischen Happenings in der Öffentlichkeit und auch schon in den Medien zu sehen waren. Mit ihrer Langhaarigkeit, ihrer wenig aggressiven Musik etwa von Grateful Dead, Janis Joplin,

Pink Floyd und Jefferson Airplane, ihrem demonstrativen Nichtstun, ihrer, in der Öffentlichkeit zur Schau gestellten Konsumkritik und Konsumverweigerungshaltung, ihrer speziellen, bewusstseinserweiternden Musik- und Drogenkultur - das Versprechen und Suchen nach Entgrenzung, Sinnlichkeit, nach metaphysischer Erfahrung und Transzendenz - und ihrem Rückzug aus dem bestehenden Gesellschaftssystem schockierten und kritisierten diese jugendkulturellen Szenen allein mit ihrem Auftreten die herrschenden Norm- und Wertvorstellungen sowie die, mit krassen Heucheleien durchsetzten materiellen Errungenschaften einer aufkeimenden und sich auch durchsetzenden Wohlstandsgesellschaft. Zur gleichen Zeit und vor dem gleichen gesellschaftlichen Hintergrund keimte noch eine andere kritische, in ihrem Selbstverständnis reflexive, politisch ambitioniertere und dezidiertere jugendkulturelle Szene auf. Die maßgeblich von der außerparlamentarischen Studentenbewegung und Gymnasiasten beeinflusste *vierte Nachkriegsgeneration*, namentlich die *politische und protestbewegte* und wiederum an neuen, systemverändernden Weltverbesserungsideen, Gesellschafts- und Lebensutopien sich orientierende *kapitalismus-kritische Generation* oder anders ausgedrückt: die *68er-Studenten-Bewegungs-Generation* (Fogt 1982) war autoritäts- und systemkritisch, war an einer radikalen Aufklärung der Verdrängungsmechanismen der Väter-Generation im Nationalsozialismus beteiligt, orientierte sich in ihrem Protestverhalten zunächst an den antikolonialen und antiimperialistischen Unabhängigkeits- und Befreiungsbewegungen und lieferte sich mit den legendären, selbstberauschenden Ho-Ho-Chi-Minh-Sprechchören und revolutionärsromantischen Plakaten von Che Guevara (Bart, Baskennütze, roter Stern) rituelle Straßenschlachten mit der Polizei. Zudem rekonstruierte sie von ca. 1967-1975 ideologiekritisch unter Zuhilfenahme der Kritischen Theorie und des Neomarxismus die Herrschafts-, Entfremdungs- und Verdinglichungsphänomene in allen Lebensbereichen. Vor allem wurde der Fetischcharakter sämtlicher Warenverhältnisse tiefenstrukturell aufgedeckt - hinein bis in den Fetischcharakter der Mode, der Musik und in die Regression des Hörens, gleichwohl es auch eine musikalische Protestkultur gab, die vornehmlich von amerikanischen politischen Folksängern wie Pete Seeger, Bob Dylan, Joan Baez, Phil Ochs, Tom Paxton

und auch westdeutschen Liedermachern aus dem Umfeld der Ostermärsche gegen die Atombewaffnung und aus dem Umfeld der überbündischen, politisch-jugendbewegten Festivals (Folk und Liedermacher) auf der Burg Waldeck von 1964-1969 wie Franz-Josef Degenhardt, Dietmar Süverkrüp, Hans Dieter Hüsch, Hannes Wader usw. (vgl. etwa Arbeitsgemeinschaft Burg Waldeck 2005, 313ff.), die wiederum auch das Osterliner-Festival des politischen Liedes (inklusive der Osterliner Hootenannies mit dem wohl bekanntesten Titel im Anschluss an den amerikanischen Song: „Which Side Are You On“; „Sag mir, wo du stehst“ und der Singebewegung in der DDR in den 60er Jahren) beeinflussten (Kirchenwitz 2003, 6ff.). Schließlich attackierte die 68er Generation im Rahmen vieler unterschiedlicher politischer Aufklärungskampagnen die nach wie vor bestehenden krassen gesellschaftlichen Interessensgegensätze, sozialen Ungleichheiten und Ideologien sowie die in der Struktur des Gesellschaftssystems (Wirtschaft, Politik, Verwaltung, Medien, Familie, Kultur, Sexualität, Erotik, Konsum etc.) eingelagerten Zwangs-, Macht- und Herrschaftsstrukturen, die eine an der Bedingung der Möglichkeiten gemessene kollektive und zugleich auch individuelle freiheitliche Entwicklung und Selbstbestimmung der Menschen verhinderten. Attackiert wurden zudem das Biedermeierische der Wirtschaftswunderrepublik Westdeutschlands, die Tabuisierung des Körpers, die repressive Sexualmoral und die überlieferten konventionellen Lebens- und Wohnformen, die bürgerlichen Tugendkataloge sowie insbesondere die in ihren Vorstellungen biederer konventionellen Konzeptionen von Ehe und Familie. Nicht mehr der im Arbeitsprozess stehende junge Mensch, sondern der, vor allem von Pädagogen erzeugte und mit der Bildungsreform auf den Plan getretene, pädagogisch geschützte, schulisch Lernende mit gefiltertem, ja gebremstem Wirklichkeitskontakt wurde Modellfall jugendlichen Verhaltens (Schelsky 1975, XV). So gesehen fand im Zuge der Wirklichkeitsentfremdung nicht zuletzt aufgrund von moralischen Impulsen eine tendenzielle Rückkehr dieser Jugendgeneration wie schon in der gesamten ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts zum politisch Ideologischen und Utopischen statt. Ein derartiger Vision von einer neuen, verwandelten und besseren Welt sowie ein romantisierender, präbürgerlicher Traum vom Glück ohne

Konkurrenz- und Leistungsdruck reichte vom Wandervogel über die bündische Jugend bis zu den Blumenkindern und den späteren ökologischen Bewegungen, Alternativbewegungen und Friedensbewegungen in den 70er und 80er Jahren, also den sogenannten neuen Sozialen Bewegungen (vgl. zusammenfassend: Roth/Rucht 1987). An die Stelle der romantisch verklärten Welt aus Watte mit hypertrophierter pädagogisierter Unterstützung wurde dann allerdings die Revolution aus Büchern und manchmal aus Puddingattentaten, später dann auch aus Brandbomben und Maschinengewehren gesetzt (Schelsky 1975, XX). In den gesellschaftsbewegten Aufbruchstimmungen revoltierender Studenten mit den notorisch grünen Parkas, den Amikutten mischten sich auch psychedelisch durchtränkte Blumenkinder/Hippies mit Klamotten in grellen Farben, mit scheckigen Hosen und Hemden, mit bestickten Blusen und Westen sowie Afghanenmäntel aus Schaffell und Schmuck an den Fußgelenken (Poiger 2003, 23).

Im prinzipiellen Gegensatz etwa zu damaligen, vorwiegend die Jugendsoziologie stark beeinflussenden kriminalsoziologischen Auffassungen, in denen Jugend vornehmlich als Abweichungspotential oder schlichtweg als gesellschaftlicher Störfaktor betrachtet wurde, setzten sich allmählich statt dessen auch Auffassungen, Ansichten und Betrachtungsweisen durch, die Jugend im Zusammenhang eines gegenüber Erwachsenen gleichberechtigten Subsystems mit spezifischen jugendkulturellen Eigengesetzlichkeiten und Spielräumen des Eigenlebens als - wiederum jugendmythologisch überhöht - „Garant bzw. Avantgarde der Zukunft“ oder als Schrittmacher sozialen Wandels anerkannten (Rosenmayr 1970, 224ff.).

Als die Ideologisierung der APO (außerparlamentarische Opposition) Ende der 60er und Anfang der 70er Jahre voranschritt und die Kapitalismuskritik philosophisch, ökonomisch und politisch holzschnittartiger und engstirniger wurde, traten verschiedene marxistisch-leninistische, stalinistische und maoistische Strömungen auf den Plan, die im Eisbad des rüden Poststalinismus jeweils im Medium verschiedener Größenwahnsinniger Personenkulte um die absolute Wahrheit stritten und bis hin zur terroristischen Roten Armee Fraktion (RAF) bestimmte ideal-kommunistische, auch - zuweilen den real existierenden Sozialismus

transzendierend - gewalttätige Heilslehren (gegen Sachen und Personen) vertraten. Die ehemals hoffnungsvollen, zu neuen politischen Ufern strebenden, theoriegeleiteten praktischen Aufbruchstimmungen der Protestjugend wurden dann spätestens seit circa Mitte der 70er Jahre praktisch vom Katzenjammer solcher politisch-radikalen Emanzipations- und überschäumenden Revolutionshoffnungen eingeholt. Im Zusammenhang des gesellschaftlichen Rückzugs zur alltagskulturellen Innerlichkeit, Privatheit, Weinerlichkeit, Subjektivität, Ich- und Selbst-Bezogenheit etikettierte man *finftens* die Jugend gegen Ende der 70er Jahre - ähnlich wie zwanzig Jahre später - sehr schnell als illusionslos, privatistisch, politisch abstinent oder einfach als selbstverliebt - narzisstisch. Im Zeitalter des Narzissmus (Lasch) war schnell der *neue Sozialisationstypus* (NST) kreiert (Ziehe 1975).

In der *sechsten Phase* der Nachkriegsgenerationen, etwa seit Ende der 70er Jahre wurde wieder einmal von einer krisengeschüttelten und problembeladenen bzw. problembelasteten Jugend gesprochen, die im Kontext massiver gesamtgesellschaftlicher Krisenszenarien zwar einerseits sehr stark von gegenkulturellen, alternativen und ökologischen Lebensvorstellungen und Lebensstilen (Alternativ-Generation) beeinflusst und geprägt, aber auch andererseits zugleich von Arbeitslosigkeit bedroht und von außerordentlichen hohen Zukunftsbelastungen und -sorgen, von Verunsicherung, Sinnverlust und Orientierungslosigkeit in allen Lebensbereichen geplagt wurde. Daher sprach man von einer verunsicherten oder geschockten Generation (Sinus-Institut 1983; Abels 1993, 428ff.). Verunsichert oder geschockt waren die Jugendlichen durch Erfahrungen wie Jugendarbeitslosigkeit, Numerus Clausus, durch den Streit um Kernenergie und Technik und durch die Konflikte um die Nachrüstung (Abels 1993, 434).

Jugend wurde gesellschaftlich in jener Perspektive dann und in dem Maße zum Problem, wenn und insoweit die in der Erziehung und Sozialisation vermittelten Orientierungen und Normen als subjektive Wertsysteme nicht mehr übereinstimmen mit den konkreten Erfahrungen (insbesondere auf dem Arbeitsmarkt), die Jugendliche hinsichtlich ihrer schwierigen Allokationsprozesse (von der Schule bzw. nach Abschluss der Lehre in den Beruf) machten.

Denn nach wie vor schien jenseits schulisch-laufbahnspezifischer und geschlechtsspezifischer Unterschiede für die meisten Jugendlichen, so wurde und wird bis heute zumindest von jenen sogenannten arbeitserfahrenden (im Gegensatz zu den jugendkulturellen) Jugendforschern immer wieder festgestellt, Arbeit bzw. Beruf eine nicht zu unterschätzende Dimension und Prägestärke im Rahmen ihres gesamten Sozialisationsprozesses zu besitzen. Viele Jugendliche merkt(en) auf der einen Seite, wie entscheidend gesellschaftlicher Status und das Ausmaß der Teilhabe am materiellen und immateriellen Konsum immer noch weitgehend von der beruflichen Stellung abhängig war, die jemand erreichte. Sie wussten allerdings auch, dass auf der anderen Seite 'die Trauben höher gehängt wurden, sprich: zum Erreichen einer interessanten Berufstätigkeit mehr individuelle Anstrengungen erforderlich waren und das Scheiternsrisiko selbst bei hohem Lern- und Ausbildungseinsatz gestiegen' war (Baethge 1988, 30). So gesehen waren nicht die Jugendlichen problematischer geworden, sondern schon eher die segmentierten und hierarchisierten Arbeitsmärkte und die gesellschaftlichen Lebensbedingungen, mit denen sich Jugendliche seit den 80er Jahren bis heute existentiell auseinandersetzen mussten. Viele von ihnen konnten von daher schon keine alternativen Lebensmuster herausbilden und arbeitsjenseitige Flausen im Kopf haben. In musikalischer Hinsicht war bspw. der geniale Dilettant-Punk, der in der Anfangsphase mit wenig professioneller, einfacher, ungehobelter Live-Musik und aggressivem Pogo-Dancing aufwartete, im Gegensatz zu dem manierierten Pop und dem virtuoseren 'Bombast-Rock' in den späten 70er Jahren Ausdruck eines düsteren und kalten Lebensgefühls des No Future für viele Jugendliche. Zumindest jenseits von The Jam und The Clash, die nicht nur mit sägenden Gitarren, Abbrüchen, Satzfezzen und polternden Beats arbeiteten, sondern wirklich ausgefeilte Songs zustandebrachten (Rumpf 1996, 143), wurden die sogenannten wubenen Rockgiganten und Rockklassiker entmystifiziert (Lau 1992, 59). Der Punk stellte ein wenig später in einer stilisierten Ästhetik des Hässlichen, der Armut und der Schabigkeit noch einmal auf seine kraftvoll raue und rüde und die meisten Geschmacksnormen verletzende Art in demonstrativer Absicht die Perspektivlosigkeit der vermeintlichen Errungenschaften der Konsum- und Wohlstands-

gesellschaft an den Pranger (vgl. Spengler 1985, 118f.). Die gespielten und gelebten anarchoaffinen Punknormen provozierten, faszinierten, karikierten und die Dampf ablassenden Fans suhlten sich zuweilen im subkulturellen Schmutzdel atmosphärisch, mit warmen Flaschenbier, mit viel Schund, Müll- und Plastikaccessoires eines Wergewerf-Marktes. In ekstatisch-gelebter, respektlos-kritischer Absicht wurden das ideologische Werbedesign und der schöne Schein der Waren- und Konsumgesellschaft (vgl. Soeffner 1986, 334ff.; Greverus 1995, 196; Rumpf 1996, 135ff.) nicht nur im Umfeld der aufrührerischen Aktivitäten und Szenen der Hausbesetzer in den späten 70er Jahren und zu Anfang der 80er Jahre demontiert. Indem die Punks in den Fußgänger- und Hauptverkehrszone der Innenstädte lagerten, provozierten sie die zivilisatorische Vernunft und zeigten sehr eindrucksvoll nicht nur an den Chaos-Tagen in Hannover seit den frühen 80er Jahren, die bis in die späten 90er Jahre reichten, wie schnell diese zu zerreißen war.

Die sogenannte *jugendliche Problemgeneration* der 80er Jahre hatte in großen Teilen wenig Grund zu optimistischen Lebensentwürfen, weder beruflich, noch politisch, noch privat. Große Teile der Jugendlichen, vor allem Haupt- und Sonderschüler und ausländische Jugendliche, erlebten in Westdeutschland sehr hautnah und drastisch, dass viel zu viele von ihnen da waren, dass zumindest der Arbeitsmarkt nicht alle aufnehmen konnte, dass sie überzählig waren und gesellschaftlich nicht gebraucht wurden. Aber auch andere jugendliche Gesellschaftsmitglieder mussten bittere Erfahrungen machen, dass selbst hohe Bildungsabschlusszertifikate keine Garantie mehr auf einen adäquaten und sicheren Arbeitsplatz oder Ausbildungsplatz waren. Die prinzipielle Marginalisierung und Chancenlosigkeit bestimmter Altersjahrgänge gegen Mitte der 80er Jahre kann sehr gut exemplarisch anhand folgender biographischer Passage nachempfunden werden: „Geboren bin ich kurz vor dem Pillenknick, im Kindergarten gehörte ich zu den geburtenstarken Jahrgängen, in der Schule war ich ein Schülerberg, bei der Ausbildungsplatzsuche als Mädchen eine besondere Problemgruppe, an der Universität eine Überlast, auf dem Arbeitsmarkt zählte man mich zu den sogenannten unechten Arbeitslosen - zusammengefasst gehörte ich auch noch zu einer schwierigen demographischen Entwicklung. Kurz, wer immer

außer meinen Eltern (wenn überhaupt) freut sich eigentlich, dass es mich gibt?“ (Der Spiegel, Heft 6/1987 - ähnliche biographische Konstellationen stellen wir auch noch 20 Jahre später fest, obwohl von Bergen kaum noch die Rede sein kann; denn demographisch gesehen hat der Anteil der Jugendlichen an der Gesamtbevölkerung immer weiter abgenommen - seit Mitte der 90er Jahre) werden in einem Altersjahrgang nur noch zirka 700.000 Kinder in Deutschland geboren gegenüber 1.300.000 in den 80er Jahren).

Von daher konnte man auch etwa in der Mitte der 80er Jahre pointiert *siebtens* von einer *überflüssigen, heterogenen, unübersichtlichen* oder *adäquater*: von einer *gespaltenen Generation* sprechen - zumal ja nicht alle Jugendlichen auf Abstellgleisen in den bildungsorientierten Jugendherbergen, in den vielen Warteschleifen und Umschulungskursen und in ungesicherten Arbeitsverhältnissen ihr Dasein fristen mussten. Jugend wurde aber allemal und nicht nur im demographischen Sinne als ein Verteilungsproblem behandelt. Jugendliche wurden ganz so wie Kohle, Butter und Fleisch - in der EG-Überflusssprache - auf Halde produziert. Den marginalisierten Bodensatz des sogenannten Jugendberges bildeten Heimkinder, Sonderschülerinnen, Jugendliche mit fehlendem oder „schlechtem“ Hauptschulabschluss, jugendliche ohne abgeschlossene Berufsausbildung, vornehmlich ausländische Mädchen und türkische Jungen, behinderte Jugendliche etc. Die Jugendphase wurde für viele mit dem Erleben von hohen Anforderungen, beinhardter Konkurrenz und Leistungsdruck jeder gegen jeden in Familie, Schule, Studium und Berufsausbildung zur Problembelastung, zur prekären unmittelbaren Lebensbewältigung und zur Selbstbehaftungsquelle schlechthin (Böhnisch/Schefold 1985, 111).

Gegen Mitte und Ende der 80er Jahre schien sich aber auch noch ein anderer, gegenläufiger Trend bemerkbar zu machen: die Zahl der Märgen schien nicht nur als Medienereignis abzunehmen. Man sprach spätestens seit dem Ende der 80er Jahre *achtens* auch von einer (*post*)/*modernen Schickimicki-Generation* oder *Yuppie-Generation*, die wenigstens in persönlicher, gegenwartsbezogener kurzfristiger Lebensperspektive Optimismus trotz nicht selten de facto No Future (Allerbeck/Hoag 1985, 148ff.; Ferchhoff/Neubauer 1997) verbreitete und auch verkörperte. Die

se alerten Jugendlichen schätzten ihre eigene Zukunft - auch wenn sie über die möglichen Probleme ihrer zukünftigen Berufsfindung und Lebensperspektive sehr genau informiert waren und Bescheid wussten - optimistischer als die allgemeine ein. Die seinerzeit schon relativ hohen Arbeitslosenquoten brachten sie keineswegs in Panik; sie setzten auf Karriere, individuelle Leistung und Durchhaltevermögen im Wettbewerb und trauten sich im Rahmen ihrer Möglichkeiten etwas zu. Sie entwickelten auch eine bewusste Neigung zu mehr Kompetenz und Qualität. Design und Stil gewannen an Bedeutung (Höfer 1987, 143). Die *Schickimicki-Generation* hatte sich dagegen aufgelehnt, zum doppelten Opfer degradiert zu werden - Probleme zu haben und auch noch ständig darunter leiden zu müssen. Sie hatte kein Vertrauen mehr in die großen prophetischen Würfe und Utopien - seien es welche der Marke Aufschwung. Apokalypse, heile Familienwelt, Endzeitstimmung oder ökologisch-nachhaltige Gesellschaft (Horx 1985). Es schien eben selbst für ökologisch durchtrainierte Moralisten und Aktivisten keine 'Patentlösungen' für alle Lebensfragen, keine Fahrstühle in die Glückseligkeit' (Höfer 1987, 43) zu geben. So konnte Schelsky's Diagnose von der *skeptischen Generation* gegen Ende der 80er Jahre paradoxerweise Wirklichkeit werden. Denn die *Nach-68er- und Alternatingeneration*, die schließlich in die politische Institutionalisierung der Grünen mündete, war ja nur auf dem einen Auge skeptisch - sie war zudem auch ideologiedurchsättigt und glaubend, zutiefst in Utopien, große Gesellschaftsentwürfe, kollektive Emphasen und in eine zuweilen auch abgrundtiefe Moral verliebt. Und der vielbeschworene, manchmal auch gescholtene modische Narzissmus, so auch bei denjenigen, die ohne zu zögern vom Marxismus zum Hedonismus konvertierten, entpuppte sich bei näherem Hinsehen vielleicht nicht nur als trendsetzender Konsumtausch, sondern insbesondere auch als ein schlichter Mangel an visionärer Begeisterung, gepaart mit der Erkenntnis, dass vorangegangene Jugendgenerationen viele Erfahrungen, Provokation-, Protest- und Sinnfelder schon besetzt hatten - denen man also nur um den Preis des Plagiats nacheifern konnte. Die einschlägigen rebellischen und schockierenden Gesten, Rituale und Krawalle waren schon ausprobiert, lagen schon vor, waren schon sattem bekannt. Auch die Freiheiten und Freiräume gab es schon

als vorfindbare Geschenke. Sie mussten nicht mehr erkämpft und erobert werden. Sie waren schon da. Vieles wurde aber auch schneller, hektischer, zerfahrener, robuster, materialistischer, zum Teil auch egoistischer.

In den seinerzeit schon coolen 80er Jahren gelangten die großflächig angelegten Reformentwürfe und Weltverbesserungsbotschaften an ein vorläufiges Ende (Faulstich 2005). Die großen sozialen Utopien waren nahezu verblasst, gleichwohl auch in den 80er Jahren des 20. Jahrhunderts es nach wie vor größere Restbestände *gegenkultureller, kritisch-engagierter jugendlicher Szenen* (Lenz 1986; 1988, 113ff.) gab, die auch im ersten Jahrzehnt des 21. Jahrhunderts nicht vollends von der Bildfläche verschwunden sind. Mit ihren typischen bekenntnisthaften, rousseauistischen Selbstdarstellungsformen, Verhaltens- respektive Lebensweisen, die nicht zuletzt auch durch die „körpersensiblen Eigenschaften“ von (Textil)Materialien wie Leinen, Jute und Baumwolle sowie den „rauen, haarigen und fusseligen“ Wollkleidungsstilen (vgl. Mattenklott 1988, S. 245) unterstützt wurden, bremsten in ihren alltäglichen Netzwerken und Mikrowelten den ansonsten in allen Lebensbereichen sich durchsetzenden totalen Siegeszug des einseitigen homo oeconomicus. Besonders auffallend waren in diesen kritisch-engagierten gegenkulturellen jugendlichen Lebensmilieus eine hohe verantwortungsbewusste lebensphilosophische Wertschätzung, teilweise aber auch Überhöhung des Guten, Vollwertigen, Gerechten und Sozialverträglichen: Hinzu kamen die pädagogisierenden Gebote, Belehrungen und Bekehrungen - manchmal sogar im diktatorischen Gewand. Umwelt (Umwelt-, Nahrungs- und Klimakatastrophen), Frieden, Überlebensprobleme, kreative Lebenspraxis, dikalisierung des demokratischen Prinzips, kreative Lebenspraxis, Selbstorganisation und Selbstverwirklichung in Arbeit, Leben und Wohnen etc. stellen hier zentrale Dimensionen und Lebensperspektiven dar, obgleich die scharfen Konturen und Zäsuren eines *alternativen Lebens und Arbeitens* sich aufzuweichen begannen. In diesen vollbiologischen jugendkulturellen kritisch-engagierten Lebensmilieus für Öko-Ästhetiker kam es zu einer wärmespendenden neuen Sinnbezugs im Einfachen oder auch zu einer luxuriösen Bescheidenheit (der Konsum wurde nicht selten gerade auch im Medium eines selbstbewussten Verbraucherverhaltens munter weiter betrieben, nur korrekt umwelt-

freundlich und ökogerecht musste er eben sein). Puritanismus, Authentizität, Ganzheitlichkeit, Spontanität, Überlebensprobleme, Emanzipation, echter Gemeinschaft und Befreiung des Menschen und immer mehr Bewahrend-Schützendes und Präventives für gesundes Ambiente, immer mehr Energiesparendes, immer mehr Kompostiertes und Recyceltes standen in der alltäglichen Lebenspraxis, die ihrerseits häufig ganz bewusst dem Druck der Selbst- und Dauerreflexivität ausgesetzt wurde, genau so hoch im Kurs wie ökologische Erbauung, kuschelsanfte und körpersensible Eigenschaften von Textilmaterialien wie Leinen, Jute, Wolle und Baumwolle, wie Erdgeruch, Handgestricktes, Biowindel, Rapunzel-Naturkost, Demeter-Weizenkleie, Ahornsirup u.v.a.m., biologisch-dynamisches Wurzelziehen und Vereinglichungszwang ökologisch und postmaterialistisch gewendeter Lebensinfragen. Hinzu kam in manchen dieser Kreise eine immer noch Nähe suggerierende und vermeintlich zu sich selbst findende Betroffenheitskultur, wo ständig versucht wurde, wehleidig und überpädagogisierend in den anderen einlullend hineinzukriechen. Diese Kulturreise in den emotionalen Innenraum des Ich' war nun keineswegs nur noch eine „Spielwiese für alternde Provinzhippies und immerwährende Alternativmütter“, im Gegenteil, sie war inzwischen erheblich diffundiert und „mitten im Herzen der Alltagskultur der Gutmenschen angelangt“ (Horx 1991, 87). Mittlerweile scheinen jenseits von Greenpeace, Attac, Robin Wood und No Logo diese *kritisch-engagierten Milieus* zu „vergreisen“; ihre, aus einer Mischung von diffus links, christlich-moralisch entrüstet und wehevoll und esoterisch bestehenden Protagonisten sind heute zum größten Teil die alten Kämpfer, die Birkenstockschuhe und wetterfeste Fjall-Räven-Jacken tragenden, für die konventionelle Kosmetikindustrie längst verlorengegangenen und fernsehhabstinenten Öko-Papis und Müslimuttis der Bewegung. – ihre Kinder sind oftmals längst in anderen jugendkulturellen Milieus untergetaucht. Für sie wurden bspw. die kleinen Lebenswelten in einem ganz anderen Sinne als bei ihren Müttern und Vätern hochgeschätzt. Der Weg ging nicht selten von der :Tiefen- zur Oberflächenstruktur. Oberfläche, Schein und Design wurden im Sinne von „Look und Trug“ (Hoppe 1993, 16) wichtiger als das Sein. Lebensstile, Mode, Kleidung, Medien, Musik, Kosmetik, Styling,

Accessoires, Selbststemblesierungen aller Art und ein von Misstrauen gepanzerter Narzissmus schienen zumindest bis an das Ende des 20. Jahrhunderts bei dieser adretten, gut gekleideten *postalternativen Jugend-generation* inzwischen jenseits mythologisch überhöhter Lebensinfragen lebensbedeutsamer und entscheidender zu sein als gesellschaftspolitische Problemstellungen, Analysen und Programmatiken (welcher Couleur auch immer), die sie nur anwiderten und langweilten.

Seit den 80er Jahren wurden große Teile der Jugendlichen immer mehr zu Freizeit-, Medien-, Musik- und Konsumprofis – und dies in weit größerem Maße als in den vorangegangenen Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts. Das körperbezogene Outfit wurde euphorisch gefeiert. Gehätschelt und zum Fetisch wurde der kraftvolle, fettfreie, sonnengebräunte und spargelschlank-fittgestylte Waschbrett-Body, der zudem eine Art soziales Make-up garantieren konnte. Lebensstil, Fassade, Ich-AG und Ego-Placement mussten stimmen und dienten zur Image- und Prestigesteigerung. Inszeniert wurden und werden bis heute in nahezu allen Lebensmilieus und Lebensstilgruppierungen Eigentlichkeitsmarken, Authentizitätssignale und auffällige Duft- und Flaggensignale im Rahmen symbolischer Selbstdarstellungsformen (Soeffner 1997, 340). Ohne schulisch-beruflichen Erfolg, ohne fröhlich-optimistische Grundstimmung und ohne szenenspezifische und stilgemäße, extravagante und schicke Klamotten und Accessoires, wobei auch der Schmuddel- und Ethnolook der frühen 70er Jahre im Edeldesign, aber auch im recycelten Design in den 90er Jahren getragen werden durfte, bist du nichts wert. Die *postalternative Fun-Generation* wollte einfach genießen und Spaß haben, sich selbst in Szene setzen. Sie verwies in ihren Ausdrucksformen auf sich selbst. Der Ausdruck der Freude und des Späßes wurde radikal selbstferentiell (Baacke 1999, 119). Sie war und ist es auch satt, einem Konsumverzicht oder einem moralisch-ökologischen Rigorismus des Alltags der Eltern, der Rübezahl und Naturapostel folgen zu müssen. Denn gerade auch das angstrhetorisch besetzte, gesundbetende, überfütterte und moralingeschwängerte ökologische Alltagshandeln der alternden Müslis und Alternativen, das in alle Poren des Alltags eingewandert und in bestimmten, bildungsaffinen Lebensmilieus generalisierend zur Grundmaxime des Handelns geworden war, verblasste und wurde von vielen Ju-

gendlichen als neue penetrante Zwangsnorm – oftmals im Gewande von Freundlichkeits-Offerten – ihrer Eltern, Pädagogen, Politiker oder sonstigen Sinnvermittler und Sinnlieferanten erlebt. In den postalternativen Jugendzonen traten auch Diskurse und logische Argumentationsketten als Monopole der Sinnvermittlung in den Hintergrund. Sinn wurde uneinheitlicher, befristeter, aber viel intensiver über Tempo, Lebensart, Darstellung, Musik, Outfit, Symbole, Stile, Accessoires, Mode und Habitus ausgedrückt.

Auffällig ist nun, dass dieser uneinheitliche Sinn auch noch anders vermittelt wurde – als wir es traditionellerweise gewohnt waren. Nämlich nicht mehr über aufklärerische Appellfunktionen wie Diskurs, Traktat, Diskussion, Demonstration etc., sondern zumeist über diskontinuierliche Geschmackskulturen und Ausdrucksformen wie Stilisierung, Inszenierung, Collage usw. In diesen *manieristisch-postalternativen Jugendkulturen* vermittelten sich i.d.R. auch nur kurzfristige fragile „Montage-, „Basel- oder Patch-Work-Identitäten“ (Ferchhoff/Neubauer 1997; Keupp u. a. 1999). Das idealtypisch formulierte Modell des „psychosozialen Moratoriums“ im Sinne eines Durchgangsstadiums zu einer „gelungenen Identitätsentwicklung schien seine ungebrochene und allgemeingültige Passform zu verlieren. „Für eine immer größere Anzahl von jungen Erwachsenen zeichnete sich kein Ende des Moratoriums ab“. Sie konnten von daher etwa in der Lesart von Erikson keine „reife“ und „konsistente Identität“ aufbauen und so gesehen „nicht erwachsen werden“ (Keupp 1992, 103). Identität als ich-zentrierte Vergewisserung des eigenen Selbst und als Entwicklung zu einer abgeschlossenen und reifen Persönlichkeit schien nicht auf Dauer angelegt zu sein (Abels 1993, 553). Identitäten waren mehr als nur wechselnd-prozessuale Rollensegmente. Sie waren sind heute mehr denn je jenseits eines Synthesezwangs prinzipiell unabgeschlossen, höchst prekär konstruiert, werden kontextrelativ montiert und auch wieder abmontiert.

Deshalb kam es in den Vorstellungsgehalten einer gelingenden Identitätsbildung auch eher zu einer Herausbildung einer postkonventionellen Identität, deren Verständnis darin gipfelte, dass jenseits vorgefertigter, korsettartiger Identitätspakete inzwischen von Augenblicksidentitäten, von Identitäten für heute, von Identitäten bis auf weiteres (Bauman

1992, 694) sowie von einer produktiven, fragmentarischen Patchwork-Identität bzw. Vervielfältigung der Identitäten, resp. einer Erweiterung der Ich-Grenzen (vgl. etwa Keupp 1997, 291ff.; 1997a, 11ff.; 1999; Ferchhoff/Neubauer 1997) ausgegangen wurde.

Nicht nur das *innere* oder die *Tiefe* des unverwechselbaren Subjekts stehen hier im Zentrum, sondern das im gewissen Sinne durchaus *emanzipatorische Subjekt*, das sich eingedenk der Vorläufigkeit seiner Entscheidungen, es könnte ja auch anders sein (andere mögliche Entscheidungen werden im unmittelbaren Akt der Entscheidung zunächst ausgeschlossen, bleiben aber im Horizont der nicht getroffenen, unerschöpflichen Wahlmöglichkeiten stets präsent), als wandlungsfähige und variationsreiche Oberfläche präsentiert. Lebenssinn, Orientierungen und Selbst-Identität sind nicht mehr „abrufbar“, sondern müssen ohne traditionell immer abgestützt zu sein in eigener Perspektive situationsbezogen erzeugt werden. Sie bleiben relativ, vorläufig und „stets revidierbar“ (Heller 1993, 354). Die Metaphern Oberfläche, Formen (statt Inhalte) und Stile (statt Wesen) sind so gesehen keine philosophischen Dünnettbohler und Schimpfworte mehr. Was wirklich zählt, sind die marktwirtschaftlichen und Werbemedien des Designs. „Design oder Nichtsein“! Paul Valerys Anspruch: das „Tiefste am Menschen ist seine (einschnehbare) Haut“, könnte noch am ehesten diese jugendphilosophischen Welt- und Leitbilder auf einen gemeinsamen Nenner bringen.

Ganz wie es gefällt, bediente und bedient sich bis heute diese hedonistische, postalternative Jugend – auch wenn sie in der ersten Dekade im dritten Jahrtausend durchaus, was Schule, Studium und Arbeit angeht, leistungsorientiert ist – ungeniert aus dem differenzierten und reichhaltigen Arsenal und Warenkorb der Wahlmöglichkeiten und dem gigantischen Supermarkt der Stile in allen Lebensbereichen. Durch raffiniertes Arrangement, Kombinieren und Zitieren von historisch unterschiedlichen Stilrichtungen wurde und wird z. T. versucht, das prosperierende Ich-Finish aufzupolieren.

Selbst wenn ein großer Teil der Jugendlichen auch im Osten Deutschlands schnell begriffen hatte, wie die für sie neuen, entnormierten, insbesondere die patchworkartigen und individualisierten Anforderungen (Schul-, Berufswahl, Lebensstil und Beziehungs- und Freizeitwahl) nach

der politischen Vereinigung in den verschiedenen Lebensbereichen pragmatisch am besten zu bewältigen waren und bis heute sind (vgl. etwa Palentien/Pollmer/Hurrelmann 1993, 3ff.; Melzer 1992; Bolz/Griese 1995), konnten und können zu Anfang des 21. Jahrhunderts nicht alle Jugendlichen gleichermaßen an den Glücksversprechen und Verheißungen der individualisierten, - freilich immer noch jenseits spaßgesellschaftlich medialer Konstruktionen und jenseits vieler Ernüchterungen vermeintlich unbegrenzter Möglichkeiten - arbeitszentrierten Erlebnisgesellschaft teilhaben. Denn viele Jugendliche erlebten mehr als 17 Jahre nach der Wiedervereinigung - nicht nur - im Osten Deutschlands, wenn sie ihn - wie sehr viele - nicht gen Westen verlassen hatten, nach wie vor und meistens noch mehr als ihre Altersgenossen im Westen den Kampf um gesellschaftliche, soziale und persönliche Anerkennung, Zugehörigkeit und Identität im Rahmen einer hochambivalenten Mischung von Risiken und Chancen im Zusammenhang des Abschmelzens traditioneller ort- und sinnbezogener Lebens- und Anerkennungszusammenhänge. Sie erleben und erleben bis heute eine zuweilen enorme Diskrepanz zwischen den Wünschen und selbstgestellten Ansprüchen an ihre eigene Lebensführung und Lebensstilwahl und den ihnen eingeräumten Möglichkeiten (biographiebezogene ökonomische Dauerkrise, hohe Arbeitslosenquoten, Lehrstellen- und Arbeitsplatzmangel im ersten Arbeitsmarkt, Konkurrenz- und Leistungsdruck wurden und werden als schwere Hürde und Last empfunden), diese Ansprüche und Erwartungen auch tatsächlich einzulösen.

Gegen Anfang der 90er in den USA und gegen Mitte der 90er Jahre nach Deutschland transportiert und herübergeschwappt entstand ein Phantombild einer verzweifelten und *verlorenen Generation ohne Gestalt, eine Generation X oder XY ungelöst* (Meyer 1997, 388). Vor allem durch den Roman *Generation X - Tales for an accelerated Culture* (1991) des Kanadiers Douglas Coupland wurde ein bestimmtes, ultimatives sympathisches Looser-Lebensgefühl von Jugendlichen in der Öffentlichkeit und in den Medien vermittelt. Diese vermeintlichen und manchmal inszenierten coolen und hippen, unglücklich-depressiven Stimmungen der typischen jugendlichen Verlierer, die in sogenannten MC Jobs, worunter Gelegenheitsarbeiten bzw. einfache Hilfsarbeiterjobs auf unterstem sozialem und

finanziellem Niveau zu fassen sind, ihr Lebensdasein fristen müssen und sich dabei paradoxerweise noch selbst verwirklichen, fand vornehmlich auch in den musikalischen Strömungen des Grunge etwa via MTV ihren Ausdruck. Mit den weltweit bekannten und Kultstatus erlangenden, häufig elegischen Songs, die vor allem jugendliche Arbeitslosigkeit, Armut, fehlende Zukunftsperspektiven, Gewalt, Drogen, Suizid, aber auch die kleinen Annehmlichkeiten und Statussymbole der Konsumgesellschaft thematisierten, traten Musikgruppen in der Tradition und Nachfolge des Punk-Rock aus Seattle wie Nirvana mit Nevermind oder Smells like teen Spirit, wie Alice in Chains mit Junkhead, wie Pearl Jam mit Alive und Soundgarden nicht nur in die grungespezifische Öffentlichkeit. Zudem sollte mit dem unspezifischen X u.a. darauf hingewiesen werden, dass hier das X als unbekannte Variable dienen (Epstein 1998, 19ff.) und signalisieren sollte, dass jenseits eines festgeschriebenen Typus von Identität sich „diese Generation auf eine andere Art generierte, als erwartet wurde“ (Meyer 1997, 391). Unkalkulierbarkeit und Unberechenbarkeit wurden dann auch den jungen, unheimlichen Konsumenten der *Generation X* von hippen Trend-Scouts, Marketingexperten und Medien- sowie Lebensstilforschern zugeschrieben.

Nicht zuletzt angesichts vieler wechselseitiger Beeinflussungen und Überschneidungen etwa in Lebensstil- und Lebensmilieufragen lassen sich eindeutige Jugend- und Generationszuordnungen zu Anfang des 21. Jahrhunderts kaum noch ausmachen, gleichwohl sich in Umrissen am Horizont ein zarter empirischer Trend abzeichnet, der bei zunehmender Abgeklärtheit, authentischem Umweltbewusstsein, Verantwortungs- und Leistungsbereitschaft und moralischen Unbedenklichkeitsprüfungen (Stichwort: Nachhaltigkeit) die vagen optimistischen Lebensgefühle etwa zwischen „Wohlstand und Wohlbefinden“ (Opaschowski) - auch wenn die ganz großen visionären Lebensentwürfe, wie wir sie in vielen jugendkulturellen Strömungen im gesamten 20. Jahrhundert immer wieder ausmachen konnten, fehlen - beibehält. Immerhin werden (nach dem 11. September 2001, nach den Schultatentaten am 26. April 2002 in Erfurt und im Herbst des Jahres 2006 in Emsdetten, nach dem Irakkrieg im Mai 2003, nach der Tsunami-Katastrophe Weihnachten 2004 in Südostasien, nach den Terror-Attentaten von radikalen Jugendlichen muslimischer

Herkunft in Vorortzügen von Madrid (2004) und der Untergrundbahn in London (2005) sowie dem Libanon-Krieg im Jahre 2006 wieder vermehrt existentielle Werte- und Lebenssinnfragen gestellt. Moralische Unternehmen mit Sinnbezug scheinen neben „klugem Egoismus“ und Sicherheitsaspekten durchaus im Trend zu liegen. Postmoderne gleich-gültige und so gesehen auch gleichgültige Werte-Cocktails sind auf dem Rückzug. Und auch die familiäre Nestwärme und die Herdwärme zumindest der befristeten Solidarität im Hier und Jetzt werden ebenso wie die Sehnsucht nach intensiver Gemeinschaft, Gemeinsamkeit und dichter Kommunikation im Anschluss an die nachhaltige Erschütterung der Sicherung von Leib und Leben nicht nur auf Kirchentagen, bei Fußballweltmeisterschaften und christlichen Weltjugendtagen wieder hoch geschätzt. Die neue Nestwärme sowie die Suche nach innerem Frieden gehen keineswegs einher mit Konsumverzicht, Individualitätsaskese und egoisemusarmem Engagement. Nur scheinen Leistungs-, Spaß- und Genussorientierung keine Gegensätze mehr zu sein. Es entstehen individuelle Patchworks von Wertorientierungen. Die von der Erlebnisindustrie angebotenen Güter und Götter werden angesichts prekärer Lebensverhältnisse (in einem Arbeitsleben auf Widerruf“) nicht mehr umstandslos und unhinterfragt akzeptiert, obwohl die spaßgesellschaftlichen Anteile des Lebens keineswegs verschwunden sind.

Freilich werden nach wie vor im Zusammenhang der angedeuteten Werteverstärkungen bei aller Imagepflege von hochakzeptierten Kultmarken und -gegenständen im Supermarkt und Mix der Stile die nicht passenden, allzu platten, protzigen Statussymbole nicht kritiklos hingenommen sowie die allzu vordergründig materialistischen, ungeeigneten luxuriösen Lebensstile hinter sich gelassen.

Gegen Ende des 20. Jahrhundert schienen sich bei Jugendlichen die eher düsteren und eher zuversichtlichen Zukunftsvisionen zwischen Ego- und Sozialorientierung die Waage zu halten (Jugendwerk der Deutschen Shell 1997, 15), während zu Beginn des 21. Jahrhunderts bei den Jugendlichen in Deutschland eine durchaus „positive Grundstimmung“ mit persönlicher Leistungsbereitschaft (aufsteigen statt aussteigen“; Deutsche Shell 2002, 17; Shell Holding 2006) vor allem bei der Mehrzahl der weiblichen Jugendlichen vorzuherrschen. Der Egoismus der atomi-

sierten Individuen trat teilweise zugunsten eines neuen, die traditionell aufgeweichten Verbandsformen des Engagements (Kirchen, Gewerkschaften, politische Parteien, Nachbarschaft etc.) hinter sich lassend, pragmatischen Gemeinsinns zurück.

Lebensstilmotto: - häufig in Kombination mit den neuen Formen der Hilfe und des sozialen Engagements auch ohne formale Mitgliedschaften - Less is more. Die klotzig-protzigen Lebensstildesigns konnten nicht mehr ohne Sicherheitsrisiko und Sozialneid überall ungeniert, allenfalls äußerst distinguiert ästhetisierend zur Schau gestellt werden und waren dabei, zumindest jenseits der tumulen Prolls (übrigens auch eine sozialhistorisch geklebte Metapher von denjenigen, die meinen, etwas Wertvolles, Besseres zu sein und dabei in überheblicher Absicht, bildungsgemäß und kulturell hierarchisierend und meistens abwertend Lebensstilbegutachtungen vornehmen - sowie eine offensiv ins Selbstkonzept übernommene Metapher derjenigen, die dezidiert das Prolle gegen alle Einwände besonders wertschätzen, stilisieren und lieben - nicht nur ehemalige Manta-Fahrer und Dieter Bohlen) aus der Mode zu geraten.

Luxus, fröhliche Verschwendung und beinhardt Karriere (obwohl Leistung, Wettbewerb und ein Mix aus materiellem Wohlstand und postmaterieller(m) Bescheidenheit und Gutsein in vielerlei Hinsicht von den Zuspätkeborenen zumindest bei denjenigen geschätzt wurden, die auch als „pragmatische Idealisten“ gekennzeichnet wurden; Deutsche Shell 2002, 20; 160ff.) bekamen und bekommen in heutigen nach wie vor auch umweltverschmutzenden Krisenzeiten in vielen jugendlichen Lebensmilieus einen faden Beigeschmack. Die gravierenden Probleme der Sicherheit (Kriegsangst war und ist nicht nur rhetorisch vorhanden), der Umwelt, der Arbeitswelt, die Krisen im Erwerbssektor, Arbeitslosigkeit, Globalisierung, Rationalisierung und Abbau oder Verlagerung von Beschäftigung und die gesellschaftlich unaufhebbare Ambivalenz risikoreicher Lebensbedingungen (eine Chance der selbstgestaltenden und -verantworteten Lebensführung und zugleich eine Überforderung dieses auch tatsächlich zu tun; Keupp 1997, 307f.) waren und sind inzwischen nicht mehr bloß Randbedingungen des Aufwachsens in der ersten Dekade des 21. Jahrhunderts. Allerdings schienen sich „Spaß haben wollen“

und (begrenzt konkretes soziales und politisches) Engagement zeigen nicht auszuschließen.

Man war und ist bis heute nicht nur in jugendlichen Lebensstilenklaven nach wie vor konsumrausch- und eventgemäss stets hungrig und gierig nach neuen Ereignissen und neuen Erlebnissen, die auch prompt häufig mit extrem kurzen Halbwertszeiten von den Erlebnisindustrien und Medien angeboten werden. Sie schienen und scheinen immer wieder getoppt werden zu müssen. Starke Reize waren stets - nicht nur in den verschiedenen Medien, urbanen Räumen und Pistengängerszenen - vor allem am Wochenende oder an einem der zum Kult stilisierten Wochentage bis zum Frühclubbing in den diversen Discomilieus des Tripp-Hop, Metal, Hardcore, Raggae, Soul, Skater, Hip-Hop, House, Jungle und Trash, die elektronische Musik-Party-Szene, die Gruffies, die ersten virtuelle, ganz junge jugendliche bevorzugten diese comicaifine Szene zwischen Gothic und Post-Punk: die Visuell-Kei-Szene usw., sondern auch in der Provinz bei drittklassigen Miss-Wahlen und im Urlaub auf inzwischen ebenfalls in die Krise geratenen Mallorca und Ibiza gefragt. Auf den Dancefloors der Clubs zeigten sich viele extrem dünne Tänzerinnen, die quasi Magersüchtigkeit zum Statussymbol erhoben hatten und genau zu wissen schienen, welche Schönheitsvorzüge sie präsentieren konnten. Exhibitionismus und obszöne Selbstdarstellungen pur, ohne Wenn und Aber.

Wer zu Beginn des 21. Jahrhunderts hip sein wollte, musste in einer Art pragmatischen Haltung bei aller Werteveränderung und -verchiebung sowohl Erfolgs-, Leistungs- und Anpassungsorientierung (Deutsche Shell 2002, 152ff.), Zurückhaltung und Besonnenheit zeigen. Gleichzeitig musste man auch einen hedonistischen Hang zur Selbstverliebt-heit, Selbstinszenierung, Selbstbehauptung, zur Spaß- und Eventkultur haben und diesen auch - etwa männlichkeitsspezifisch mit unbegrenztem Koma-Saufen und Kampf-Trinken auf so genannten Flatrate-Partys nicht nur in den biedereren Locations der „Jugend auf dem Lande“ in Schwedt, Angermünde, Ludwigsfelde, Finsterwalde, Zittau, Anklam, Grimma, Mitweida, Wittenberg, Aue, Cloppenburg, Heide, Fritzlar, Meschede, Blankenheim, Trossingen, Edenkoben, Pirmasens, Marktredwitz und Viechtach oder - im Rahmen permanenter Zurschaustellung körper-

licher Aggressivität in den kultigen rechten kameradschaftlichen Einstellungen - ausleben. Nach wie vor wollte man in fast allen jugendlichen Kreisen Cool-Sein, nur äußerte es sich erheblich anders als noch vor einigen Jahren. Der new realism des Cool-Seins bestand bis zum Ende des 20. Jahrhunderts darin, gerade jenseits des Außergewöhnlichen, jenseits des Sub oder Anti alltagsästhetisch das Spießige mit ein klein wenig Ironie im Mainstream zu goutieren und zu hofieren (so entstand 1995 im Osten Deutschlands in Sachsen eine von Schülern produziertes Jugendmagazin „Spiesser“, das bis heute größte kostenlose Jugendmagazin mit 300.000 Auflage in Ostdeutschland ist; vgl.: Das Parlament vom 31. Oktober 2005, 5; Der Tagesspiegel vom 16. Januar 2006, 27). Dies mochte als Ausverkauf des Protestes und Subkulturellen erscheinen (Baacke 1999, 118) - war es aber nur zum Teil (vgl. etwa Roth/Rucht 2000).

Schon im Deutschen Herbst vor 10 Jahren 1997 schmückten sich nicht nur auf den Höhenzügen und den Gipfeln des Neuen Marktes die ehemals protestmilieuspezifischen, aufbegehrenden subversiven Subkulturen mit den kitschig-konformen „Insignien des Biedersinns“ (Hecht 1997, 8). Hochgeschätzt wurde von den jugendlichen Dancern, Schwärmern und Romantikern am Ende des 20. Jahrhunderts nach langen avantgarde- und revolutionsaffinen Ausflügen in randständige Sphären des Underground das ehemals Betulich-Biedere in den „Niederungen scholastischer Geradlinigkeit“ (ebenda). Bad Taste und Trash waren jenseits von missionarischem Revolutions- und Reformeifer Kult und gleichsam so etwas wie „zweckfreie Freude“. Mit Acrylanzügen und karierten Miniröcken, mit Afri-Cola und Orangina-Limonade und Vorläufern der heute hochgeschätzten variationsreichen Mix-Getränke reanimierten Trashies vornehmlich die siebziger Jahre, kopierten (Spiegel special, Deutschland bei Nacht. Szene, Piste Milieu, Heft 8/1998, 63) und zelebrierten manchmal stilecht oder haarscharf daneben den Geschmack ihrer Eltern. Im Rahmen exzentrischer Nostalgiephasen war nicht nur mit den weichgespülten Hits der Sechziger und Siebziger und Bert Kaempfers Easy Listening Start zu machen. Mit der Rehabilitation des Spießig-Biederen waren sogar Bowle schlürfen, Plastik-Klunker, ähnlich bunt wie aus den Kaugummiautomaten, Drei-Streifen-Turnschuhe und Plateausohlen, Cord-Schlaghosen und palmolivgrüne Hemden mit spit-

zen Kragen und Blümchenhaarspangen nicht einmal verpönt. Selbst der kollektive Genuss des pensionierten Derrick und die altbackenen Hitparaden von Dieter Thomas Heck und Ilja Richter waren in einigen Jugendszenen zur echten Coolness avanciert. In den seifig-schnulzigen Schlagerwelten zum Mitsingen (vor allem Rex Guldos Hossa!) eines Dieter Thomas Kuhn (seinerzeit auch als singende Fönwelle bekannt, ein Comeback im Jahre 2005) oder eines kultigen - „ich hab Euch alle lieb“ - Guido Horn (der langhaarige und zugleich fast kahlköpfige Schlagerschreck und vermeintliche Retter des deutschen Schlagers und die selbsternannte Reinkarnation des verstorbenen Schlagerstars Roy Black) schienen für einen freilich nur kurzen Zeitraum die letzten dekadenten, frechen und ironisch-satirischen Anspielungen des deutschen Schlagers zu verschwinden. Die Revivals des deutschen Schlagers tauchten - anders als im Kontext der Neuen Deutschen Welle zu Anfang der 80er Jahre (und auch anders als in der heutigen/2005/2006/2007 neuen Neuen Deutschen Welle), die zwar auch schon mit frisch-fetzigem Elan, Unbekümmertheit und Fröhlichkeit, herrlichem Nonsense und interpretativen Ausflügen ins Experimentelle den Muff der deutschen Schlagerszene etwa mit „Ich steh auf Berlin“ oder „Mit Deinen blauen Augen“ von Ideal hinwegfegte (vgl. Rumpf 1996, 147ff.) - in gestrenger und todernter Seriosität eines trivial-konformen und zugleich arroganten, avantgardistischen Bewusstseins (Hecht 1997, 8) auf. Die Begeisterung für Kitsch, Spießertum, Trivialität und vor allem auch für eine völlig abgedrehte, richtungslose Absichtslosigkeit teilte am Ende des 20. Jahrhunderts das jugendliche Massenpublikum längst mit den jugendlichen Intellektuellen.

Die in den 50er Jahren vorhandene und in den 70er Jahren noch spürbare, aber schon abgeschwächte Demarkationslinie zwischen Bildungs- und Kleinbürgertum - freilich immer noch mit enormen kulturellen Geschmacksdifferenzierungen und Lebensstildifferenzierungen - schien im Medium der romantischen Schlagerwelten am Ende der 90er Jahre, die bis heute anhalten, fast verschwunden zu sein. Die nicht nur jugendlichen Adressaten schätzten mainstreamgemäß diese trällernden postmodernen Könige des Kitsches als prima Laune verbreitende, unbeschwerte und unanstrengende Stimmungsmacher freilich stets auch im Szenemix

anderer Lebens- und Musikstile. Die deutschen Schlager wollten, so die Selbstinszenierung der damaligen - auch schon längst wieder der Vergangenheit angehörenden Interpreten, nicht mehr hör-hadenverdächtig mit einem avantgardistischen Entwurf einer ironischen Stahlgewitter-Poesie mit Provokation, Krach, Geschrei, Getöse und vor allem Industrialärm provozieren wie noch die von Lou Reed, Nick Cave und John Cale inspirierten wildesten Heroen der Neuen Deutschen Welle: Blixa Bargeldt mit seinen Einstürzenden Neubauten (Rumpf 1996, 156). Sie wollten „auf ihrem Kreuzzug der Zärtlichkeit“ in einer Art „ekstatischen Absichtslosigkeit“ (Baacke 1999, 118) gerade nicht verändern, denn, so der ehemals erfolgreiche Kulturkritiker Guido Horn. Und sie wollten etwa mit Katja Ebsteins Wunder gibt es immer wieder in der krisenreichen Gegenwart und im Un-Sinn der Lebensverhältnisse temporäre Illusionen schaffen. Schlager besangen eine heile Welt, die wir zur Zeit der längst wieder vergangenen Dot-com-Revolution am Sterbebett der wohl-fahrtstaatlichen Vollkaskogesellschaft nicht mehr hatten. Wer Schlager hörte, und wem sie auch noch Spaß bereiteten, konnte wenigstens für eine kurze Zeit der beinhalten Flexibilität und Mobilität entkommen und ein wenig spielerischer und leichter durchs Leben gehen und temporär in eine Art Trash-Traumwelt abtauchen. Die ehemaligen Daseinsdilettanten, Trash-Heroen oder Galgenvögel der nicht nur nach dem Börsencrash und dem Zusammenbruch des Neuen Marktes im Jahre 2000 (mittlerweile haben die internationalen Aktienbörsen im Jahre 2007 fast die alten Höhen der Aktien-Märkte im Jahre 2000 wieder erreicht), nach dem 11. September 2001 und spätestens nach dem zweiten Irakkrieg 2003 und dem Pisa Schock sich zurückziehenden und sich aufweichenden Spaßgesellschaft sowie die vielen Rund-um-die-Uhr Talkmaster inszenierten dies vor allem in den späten 90er Jahren an der Wende zum 21. Jahrhundert zu den Hochzeiten der Wachstumssträume des Neuen Marktes auf besondere Weise:

1. wie vor allem das enfant terrible der Schlagerbranche: der Schwabbel-Meister Guido Horn, der uns erlaubte, Schlager zu hören, und uns gleichzeitig davon zu distanzieren,
2. aber auch wie die - eine positive, eigentümliche, zur Selbstveralerung neigende Aura des perfekt Unperfekten ausstrahlende - postfeministische Erotik-Queen und braun-

haarige Schönheit Verona Feldbusch - heute verheiratete Pooth und bekennende traditionelle Mutter -, eine Art ohne Punkt und Komma quatschendes, stotterndes, piepsiges und frivoles Comic- bzw. Womdergirl, personalisiertes Püppchen der Barbiewelt und Simbild einer infantilisierten Medien- und Ballermann 6-Gesellschaft,

oder wie der zweckfreie, stets nur andeutende, montierende und nichtssagende, kei-
ner oder kaum noch einer Sinndeutung mehr zugängliche (Sprach-)Ironiker Piet Klo-
cke, ein noch größerer Köhner des Sprach- und Satznonsens pur als seine vielen - oft-
mals immer noch nach manchmal unappetitlichen Grenzüberschreitungen, Provoka-
tionen, Witzen und Pointen stochemd, zuweilen verkrampft und anstrengend, oftmals
aber auch genial wirkenden - Satire-, Humor-, Ulk-, Kalauer- und Blödel-Vorfahren
wie Otto; (Otto Walkes bekannte sich zu Heinz Erhardt als Vorbild. Bis Ende der 80er
Jahre blieb Otto der erfolgreichste komische Deutsche vor Loriot, Hallervorden und
Harald Juhnke. Die Texte lieferten Mitglieder der „Neuen Frankfurter Schule“ des Hu-
mors mit den Zeitschriften „Pardon“ und später mit „Titanic“ - allen voran der Lyri-
ker Robert Gernhardt. Ottos Einsatz auf der Bühne war und ist anders als bei Kurt Va-
lentin und Heinz Erhardt – kindsbezogen, ungeduldig, hektisch, nervös, zappelig, kas-
perhaft, sportiv und körperbetont, er schneidet Grimassen, hüpfte und ist in ständiger
Bewegung. Ottos Texte waren nicht so literarisch wie bei Valentin, obwohl der Ideen-
geber und Ghostwriter Robert Gernhardt die literarische Qualität eines Valentin be-
saß; Mertenstein 2006, 31); der verstorbene Altmeister Rudi Carrell, Karl Dall, Mike
Krüger etc. oder auch die späteren Fernsehcomedian, Humoristen, Ulk-, Klamauk-
und Spaßmacher wie: Die Doofen mit Wigald Boning, Dieter Nuhr, Gaby Deckers, Rū-
diger Hoffmann, Badesalz, Stefan Raab, Elton, Oliver Pocher, Atze Schröder, Hans
Werner Olm, Herbert Knebel, Harald Schmidt, Olli Dittrich (Dittsche), oder die Multi-
talente Helge Schneider und Hape Kerkeling, der Lebensmilieus und Perspektiven
wechselnde, sehr differenzierte, mutige, allerdings deeskalierend wirkende Verklei-
dungskünstler, also kein deutscher Borat (finnischer Rapper, litauischer Fußballtrai-
ner, iranischer Schachgroßmeister, zuletzt als rückengeplagter, provinzieller Greven-
broicher Lokaljournalist Horst Schlamm, der im grauen Knittermantel auch in der
Glitzerwelt mit den Ikonen der Moderne zurechtkommt; (vgl. bspw. Gäßler 2007, 34)
u. v. a.

4. oder wie das seit einigen Jahren aufgelöste Power Quartett des schönen Quatschs, das den Ritualen des deutschen Fernsehens in der Wochenshow mit tiefer Ironie und hohem Nonsens nachkam: Der Bielefelder Ingolf Luck, die Baden-Badenerin Anke Engelke, der Schweizer Marco Rima und der Bonner Bastian Pastewka lagen mit ihren typischen Wochenshow-Gags zwischen dem intellektuellen Unsinn von Harald Schmidt, „minus dessen Zynismus“ und den Stegreif- und Straßendaistais älterer Provenienz. 5. und wie schließlich die Veralltägung des Jedermann-Stars in den vielen Casting-Shows, etwa in der mehrmonatigen medialen musikalischen Inszenierung - „Deutschland sucht den Super-Star“: erster Sieger „Alexander“ zweite Siegerin „Elli Ehl“, Sieger der dritten Staffel: „Tobias Regner“ – inzwischen immer noch mit 7 Millionen Zuschauern (2006/2007) in der vierten Ausgabe bei RTL (Sieger: „Mark Medlock“); bis zur, die öffentlichen Gemüter erregenden und magersüchtig verdächtigen „Parade der

„Hungersnack“: Heidi Klums Model-Show: „Germany's Next Topmodel“ bei Pro 7 – mittlerweile ist auch die zweite Staffel mit dem Opfer-Image der Models (Neid, Missgunst und Zickentum) beendet; Siegerin der ersten Staffel: „Lena Gercke“; Siegerin der zweiten Staffel „Barbara Meyer“.

Immerhin schienen nicht nur mit „Veronas Welt“ und „Deutschland sucht den Super-Star und den vielen anschließenden Pop- und Model-Castings“ Banalität, Kitsch, Zynismus und Nonsens den Immunschutz der Gesellschaft vor dem massiven Nichtsinn ihrer Verhältnisse zu bilden, die im Medium der globalen Ökonomie und des *einzig wahren* neoliberalistischen Weltbildes beinhalten die Entbehrlichen, Ausgeschlossenen und Deklassierten (Assheuer 1998, 47) aus ihrer Mitte entließ und entlässt und manche Jugendliche bis heute erst gar nicht hineinlässt. So genannte bildungsferne Jugendliche ohne Schulabschluss, ohne Lebens- und Zukunftsperspektiven und/oder mit schlechtem (Hauptschul-)Abschluss, Jugendliche mit Migrationshintergrund, selbst wenn sie einen deutschen Pass besitzen, finden immer weniger reguläre Lehrstellen und Arbeitsplätze und werden spätestens an der zweiten Schwelle des Berufseinstiegs nach der Lehre ins gesellschaftliche abseits gedrängt... Auch die Vision einer neofeudalen Dienstbotengesellschaft, die das Ideal des Dienens beschwor und einklagte, sollte „vom Alptraum der arbeitslosen Vollbeschäftigungsgesellschaft befreien“ (Beck 1998, 11), tat es aber nicht.

Zwischen krisengeschüttelter, geprellter, prekärer, gespaltenen, pessimistischer und optimistischer, abgeschotterter und in künstliche Medienwelten flüchtende sowie deukischer (eine Mischung aus deutsch und türkisch) Generationen changieren am Anfang des 21. Jahrhunderts hochambivalente Generationsbilder zur Jugend. Jugendliche mussten seit Jahren erkennen, dass ein beträchtlicher Teil von ihnen in den - durch keine Aussicht auf einen Job, durch hohe Arbeitslosigkeit, Drogen, (Klein-)Kriminalität und manchmal durch rivalisierende Jugendbanden (im Jahre 2007 in Neukölln, Wedding und Kreuzberg bspw. „Weserboys“, „36-Juniors“, „Neuköllner Killer Boys“, „Herrmannboys“, „Neuköllner Arabian Boys“, „Jokers 44“, „Spinne“ etc.) gekennzeichneten - gewaltaffinen Milieus und Ghettos der Armut, bewaffnete Überfälle, Handysraub mit Messer, Nötigung, Körperverletzung usw.) mit oftmals hohen Ausländer- und Aussiedleran-

teilen überleben mussten. Insbesondere im Osten Deutschlands, wo ver- gleichsweise nur wenige Jugendliche mit Migrationshintergrund auf- wachsen, gab und gibt es - mittlerweile ein wenig abnehmend, weil die rechtsextremen Glatzen für die Mehrzahl der Jugendlichen etwa im Ver- gleich zu den hiphop-affinen Skateboardern „einfach uncool“ geworden sind (Der Tagesspiegel vom 23. Januar 2006, 13) - von Neonazis be- herrschte sogenannte national befreite Zonen der „kulturellen Hegemo- nie“, denen mit Kampfrinken, viel Dosen- und Flaschenbier und Sprin- gerstiefeln mit schwarzen oder weißen Schnürsenkeln und Baseball- schlägern in manchen Regionen die Gegner ausgegangen waren (Schrö- der 1997). Die Ghettos der Armut und die Zeichen der Verwahrlosung waren und sind bis heute in Deutschland, selbst wenn man Neuköllner Areale und andere Problem-Quartiere in Berlin in Rechnung stellt, aller- dings nicht, was die Lebensbedingungen und das Ausmaß des Gewalt- potentials angeht, mit den chronisch heruntergekommenen, isolierten und segregierten französischen Immigrantenvorstädten, den „Banlieu- es“, den „quartiers sensibles“, den „Orten der sozialen Exklusion“, mit den Einwanderern aus dem Maghreb und Schwarzafrika zu vergleichen. Jugendliche aus den französischen Banlieues sind so deklariert, dass sie die ebenfalls gegen soziale Deklassierung protestierende Studenten be- kämpfen, bestehlen und prügeln, weil sie wirklich deklariert sind, und es keine Solidarität der Deklassierten gibt. Viele Jugendliche der „prekä- ren Generation Zeitvertrag“ und „Generation Praktikum“ protestierten in Deutschland im Gegensatz zu Frankreich nicht; dennoch merkten sie, dass jenseits der ohnehin nahezu chancenlosen Jugendlichen mit niedrigem und schlechtem Schulabschluss oder gar ohne Schulabschluss und ohne Berufsausbildung selbst gute Schul-, Hochschulbildung und gute Ausbildung zur Investition ohne sicheren Ertrag (Walter R. Heinz) geworden war und Angst um den Arbeitsplatz und ihre persönliche Zukunft hatten und wiederum in Teilen den sicherlich auch frag- würdigen Lebensstandard ihrer Eltern (wenn sie nicht zu den nicht einmal wenigen privilegierten Erben gehören) nicht wird halten können. Man kann vielleicht etwas vereinfacht auch von einer „gespaltenen Generation“ sprechen - diejenigen Jugendlichen, deren Lebens- und Zu- kunftsperspektiven eindeutig durch strukturelle Armutrisiken

(Arbeitslosigkeit, Scheidung der Eltern, Arbeitslosigkeit II, Hartz IV- Einkommen, Alleinerziehende, Migrationshintergrund, ohne, mit niedrigem und schlechtem Schulabschluss etc.) erheblich eingeschränkt sind („40% der Jugendlichen, die sich pro Jahr bewerben, finden keine reguläre Lehrstelle und landen in den Abschiebe-Ghettos berufsvorbe- reitender Maßnahmen“; Martin Baethge, zit. nach: Der Tagesspiegel vom 30. Januar 2007, 15), sowie diejenigen bildungsprivilegierten Jugend- lichen, deren Armutrisiken geringer und deren Lebensressourcen höher zu veranschlagen sind und die - gleichwohl die Furcht vor dem Abrut- schen und dem sozialen Abstieg für viele auch in der Mitte der Gesell- schaft beunruhigend wirkt und die Wohlstandszuwächse in Deutschland vorbei zu sein scheinen - optional mit den heutigen gesellschaftlichen Anforderungen einer globalisierten Wirtschaft und Welt (Fach-, Schlüs- sel- und Lebensbewältigungskompetenzen) sinn-adäquat zurechtkom- men, immer noch im gesellschaftlichen „Klima einer allgemeinen Verunsicherung“ (Heinz Bude) mit (bescheidenem) Wohlstand rechnen dürfen und dezidiert bessere Lebens- und Zukunftsaussichten besitzen.

So gesehen gibt es zu Anfang des 21. Jahrhunderts *jugendliche Genera- tionsbilder*, die trotz prekärer Arbeits- und Lebensverhältnisse und trotz gravierender persönlicher Zukunftsängste (Verlust des Arbeitsplatzes oder die Furcht, keinen Ausbildungs- und Arbeitsplatz zu bekommen) dennoch Zuversicht und Optimismus ausstrahlen. Ein nicht einmal ge- ringer Teil der Jugendlichen geht ganz pragmatisch mit den unsicheren Berufs- und Lebensperspektiven um. Die aktuelle 15. Shell-Jugendstudie aus dem Jahre 2006 (Shell Holding 2006) bringt diese neue Weltsicht prägnant auf die Formel: „Eine pragmatische Generation unter Druck“. Leistungsbereitschaft und -orientierung in Schule, Hochschule, Verwaltung und Betrieb sind für viele Jugendliche keine Fremdwörter. Und Zuversicht, Selbstvertrauen und Zukunftsoptimismus nehmen bei aller Genervtheit und Verunsicherung wieder zu. Viele Jugendliche arrangieren sich mit den wirtschaftlichen Gegebenheiten und stellen sich ihnen. Pragmatik und Leidenschaft müssen sich nicht ausschließen. Herzblut, Leidenschaft und auch spielerische und trainingsaffine Lernbereitschaft insbesondere in eigener Regie sind vor allem im nicht nur passiven Umgang mit den Neuen Medien in und noch mehr - in

außerpädagogischen Räumen - jenseits der Schul- und Arbeitswelt zu beobachten. Deshalb etikettiert man die heutigen, von den virtuellen Oberflächen, der multimedialen Realität und vor allem der Digitalisierung der Medien- und der Entmaterialisierung der Musikkultur faszinierten Jugendlichen in diesem Sinne pointiert etwa als *Mediengeneration* oder als *Generation Internet*, als *Generation iPod*, als *Generation @* (Opaschowski 1999) mit sehr guten Kenntnissen, veränderten Wahrnehmungen, veränderten Seh- und Hörgewohnheiten und kompetentem Umgang, d. h., auch beim Mediennutzer und bei der Medienrezeption liegt bereits auf der basalen Ebene ein aktiver, mit alltagsweltlichem Sinn versehener „Prozess der Bedeutungskonstitution“, eine so genannte konkrete „Mitkonstruktion von Bedeutung und Anschlusshandlung“ vor, die auch nichtmediale Kommunikationsformen der Kultur, des Sports, der Mode usw. einschließt (Zinnecker/Bartsch 2007, 295), mit Digital-, Breitwand/Plasma-Fernsehen, MTV, VIVA, Multimedia-PC, Internet, Cyber-Space, Video-Clips, iPod, MP 3-Phone (eine multifunktionale Kreuzung aus Mini-Computer, MP 3-Player und Handy), MP3-Player, Podcasts, Tracks, Chats, Handy, BlackBerry, Skype, Myspace etc. (vgl. Kapitel 9.14 in diesem Band).

Die medialen Bilder waren und sind immer wieder durchsetzt mit allerlei nicht nur virtuellen lebensweltlich-ästhetisierten vernetzten Zeichensystemen, mit vielen Hedonismen und Banalitäten, mit good vibrations: Stileklektizismen, Remixing und semiotischem Sampling, Revivals und Retrospektiven. Dies reichte nicht nur von der Jugendkultur-Musik vom späten Star Trek bis zur Popdiva Britney Spears und bis zu den Pop Heroen Robbie Williams und Justin Timberlake, bis zum Britpop von Blur, Oasis, Pulp oder von Natalie Imbruglia in den 90er Jahren; von der New-Britannia-Welle und New Wave Revivals im 21. Jahrhundert von Darkness (eine Rückbesinnung auf den Glamrock), The Strokes, Bloc Party mit dem sehr erfolgreichen Debütalbum „Silent Alarm“ und dem mitreißenden Indierock und Hits wie „Banquet“ und „Helicopter“, die zu Tanzflächenfüllern wurden, und dem 2007 erschienen Album „A Weekend in the City“, das musikalisch melancholischer angelegt ist und in den Texten zu einer neuen politischen Nachdenklichkeit anregt, Kaiser Chiefs, Coldplay und Franz Ferdinand mit der faszinierenden Hym-

ne: „Take Me Out“ oder gar die Arctic Monkeys, eine hyperaktive und fröhlich tanzbare Spielart des Brit-Pop, deren Musik zunächst ohne traditionelle Vertriebswege wie ein digitales Lauffeuer nur aus dem Internet von Fans geladen werden konnte – ein „Hype war geboren“ (Der Tagesspiegel vom 12. Januar 2007, 25); vom Acid House als Geburtsstätte der Rave-Kultur, deren treibende massenkulturelle Kraft in das zeitgenössische Graphikdesign der Werbung, Kunst und Literatur Eingang gefunden hat, über den seichten und leicht verrosteten Post-Punk von den Ärzten mit damaligen Hits wie „Männer sind Schweine“, mit „Westerland“, mit „Geschwisterliebe“ und den - immer noch Mäzenen von Fortuna Düsseldorf - Toten Hosen bis zu den post-punkigen Pseudo-Irokensfrisur eines David Beckham bei der Fußballweltmeisterschaft im Jahr 2002 in Japan und Süd Korea. Das dezidiert Metrosexuelle eines David Beckham wurde allerdings erst ein wenig später vor und nach dem Wechsel von Manchester United zu Real Madrid (mittlerweile steht Fußballerisch für den alternden, bei Real Madrid zum Reservespieler degradierten und inzwischen auch in der englischen Nationalmannschaft ausgemusterten Star ein Wechsel (2007) von Madrid nach Kalifornien in die vierklassige amerikanische Fußball-Profiliga bevor). Young Urban Metrosexual übernahmen – ohne Schwulsein anzuzeigen – von Sport-, Film- und Musikidolen männlich innovative Formen, Körperbilder und Körperpraktiken wie den makellosen, glatten, haarlosen Körper, „Waschbrettbauch und den trainierten, Kraft suggerierenden, muskulösen Oberkörper, der durch enge T-Shirts akzentuiert“ wurde, während der männliche Unterkörper jenseits des potenzprotezierenden HipHop meistens unsichtbar blieb. Neben Hairstyle (Gel im Haar schon für Kinder), Cremetöpfen, Anti-Faltenmitteln und anderen Kosmetika waren Ohrhinge oder Brillanten im Ohr (Stil-Attitüden aus dem HipHop) erlaubt. Allerdings gab es keine ästhetischen Anleihen an femininen, weichen Körperformen, die Androgynität ausdrücken und repräsentieren könnten. Das Bodysampling – eine bricolage aus homogenen und heterosexuellen Formen – bestand darin, das traditionelle Rollenverständnis eines Macho-Bildes aufzuweichen und freilich innerhalb klar gezogener Grenzen männlichkeitsspezifischer Art mit „ästhetisch schwulen“ Formen ohne Schwulsein anzureichern (Richard

2005, 238f.). Das Bild des Metrosexuellen sprach und spricht vornehmlich sportlich und an modischen Outfits interessierte männliche Durchschnittsjugendliche an, die gemäßigte Szenegänger sind, mit Stileklektizismen, -mischen und -emblemen kreativ umgehen und nicht eindeutig einem spezifischen männlich dominierten subkulturellen Genre des Unzivilisierten, Rauen, Ungepflegten etc. zuzurechnen sind, gleichwohl im Jahre 2006 von Trendforschern schon wieder eine leichte Abkehr von den allzu selbstverliebten metrosexuellen Typen festgestellt wurde: es geht wieder moderat in die maskuline Richtung der „Alpha-Männer“ (Miriam Salzmann). In der Mode-Werbung tragen Männer robuste Kleidung, die nicht nur an Angel-, sondern insbesondere an Jagdpartien erinnert oder kommen im Anzug als Beschützer oder Gentlemen daher. Mixformen sind aber nach wie vor angesagt. Dieses Sampling, Remixing, diese Revivals, diese Retrospektiven reichen auch jenseits der metrosexuellen Erscheinungen von der Love-Parade über die Kolorierkultur der Dance-floor-Szene, die darauf verzichtete, ethnische Herkunft und Zugehörigkeit zu betonen, über die verschiedenen Hip-Hop-Kulturen, die neben den brillanten Silmix-Techniken des DJs. und neben den kreativen musikalischen Sprechgesängen das trainingsintensive und leistungssportaffine Breakdance als akrobatischen Körperausdruck und das hochkomplexe, anspruchsvolle und erlebnisintensive Graffiti-Malen als optischen Ausdruck hochschätzten, über die ironische Wiederauferstehung der skurrilen Kunstprodukte und Glitterszenen des bizarren und androgynen und metrosexuellen Glam-Rock (Garry Glitter, Sweet und Slade), der die Grenzen zwischen Mann und Frau, zwischen Homo und Hetero, zwischen Wahrheit und Fiktion und zwischen Zukunft und Vergangenheit schon weit vor den Diskursen über Metrosexualität aufgeweicht hatte, und dem mit dem Film Velvet Goldmine ein Denkmal gesetzt worden war, bis zur Wiedergeburt der kitschig-trivialen deutschen Schlagerszene jetzt auch mit und jenseits der „neuen“ „Neuen deutschen Welle“ für Kluge und nicht nur für Ältere. Beim Grand Prix Eurovision de la Chanson des europäischen Schlagers landeten die deutschen Schlagerinterpretinnen im den letzten Jahren meistens - wie die deutschen Balltreter, im Gegensatz zu den letzten beiden Fußballweltmeisterschaften 2002 und 2006, in den Europa-

pokalen des Fußballs (Champions League und Uefa-Cup) - auf den hinteren Plätzen - etwa in Birmingham, Göteborg, und Riga. Immerhin erreichte noch im Jahre 2000 Stefan Raab - wie schon vorher der Schweiß- und Nusseckenmeister Guildo Horn. den siebten Platz, während Max 2004 noch auf Platz acht in Istanbul kam. Dagegen landete Gracia beim - umbenannten - Eurovision Song Contest in Kiew 2005 weit abgeschlagen auf dem vorletzten Platz. Und selbst der in Deutschland kultige Dittsche (alias Olli Dittrich) erreichte mit seiner Country-Combo „Texas Lightning“ im Jahre 2006 beim Eurovision Song Contest in Athen nur einen der letzten Plätze. Schließlich landete auch der Swing-Sänger Roger Cicero im Jahre 2007 in Helsinki weit abgeschlagen auf Platz 19.

Auch dies ist wiederum längst Vergangenheit: Der deutsche Schlager ist international 27 Jahre nach der Neuen Deutschen Welle - nur Nena und Nina Hagen haben überlebt - und acht Jahre nach den ironischen Zuckungen eines Dieter Thomas Kuhn, eines Stefan Raab und eines Guildo Horn weitgehend unbedeutend geblieben und wieder dort, wo er traditionell in den letzten 70 Jahren immer beheimatet war. Auch der ehemalige Kanzlerimitator Elmar Brandt (bis November 2005 in der sehr erfolgreichen „Gerd Show“; danach in der Hauptrolle „Angie“ alias Anne Onken in der Rolle der Kanzlerin-Imitatorin). Und selbst der in der deutschen Publikumsgunst im Gefolge: „Deutschland sucht den Superstar“ (immerhin läuft schon die vierte Staffel 2006/2007 der Pop-Nachwuchssuche und in der Publikumsgunst trotz diverser Coverversionen sehr erfolgreiche - die Mutter aller - Casting(s)-Show(s) mit talentierten und untalentierten Kandidaten und Kandidatinnen, von den Siegern der ersten drei Staffeln, Alexander Klawns, Elli und Regner spricht ja im Jahre 2007 kaum noch einer) wieder aufgestandene Anführer der Juroren, das Schandmaul und der Pop-Titan, der zugleich wert- und nicht-wertgeschätzte Dieter Bohlen jenseits von Modern Talking konnten wie die heutigen national und z. T. auch international bekannten blonden und langhaarigen Popikonen Sarah Connor, Jeanette Biedermann, Christina Aguilera, aber auch die kolumbianische Latino-Popsängerin Shakira („Whenever, wherever“) oder Paris Hilton, die als „Blondine von Welt“ es wie keine andere versteht, in der „Kunst der Oberflächlichkeit“ (Der

Tagesspiegel vom 29. Mai 2005, 32) sich als „Nichts zu inszenieren“, und auch die - nicht immer - talentierten Boy- und Girlgroups (wie bspw. die durchaus bis heute geschätzten Backstreet Boys, wie „O-Zone“, „Blue“, „Overground“, wie „N'Sync“, „Bro'Sis“, „O-Town“ oder zuletzt die dreiköpfige Mädchenband „Monrose“, die bei der letzten Sendereihe „Popstars“ von Pro 7 auf den Thron gehoben wurde) nur für ganz junge Mädchen und manchmal auch für nicht so coole, biedere Jungen da nicht viel weiter helfen.

Der Schlager wird in Deutschland im Jahre 2007, wo nach der Verabschiedung des „Ganzjahreskarnevals“ und der „coolen Gleichgültigkeit“ die Hinwendung zum visionsarmen Pragmatismus und die Rückwendung zu konservativen Werten der Verlässlichkeit, des Augenmaßes und der Bescheidenheit allerorten zu beobachten ist, insbesondere von Frauen hoch geschätzt, die in der Regel - selbst wenn man ein enorme postadoleszente Ausdehnung der Jugendphase in Rechnung stellt - das Jungendalter schon eine Weile überschritten haben dürfen. Mit Wolfgang Petry, Udo Jürgens und der von der Bühne zurückgetretene Howard Carpendale sowie schließlich - vermeintlich ein wenig anspruchsvoller im Kontext der deutschen Popmusik - mit den ebenfalls nicht mehr jugendlichen Westermhagen, Pur, den Prinzen, BAP, Grönemeyer (zuletzt mit dem im März 2007 erschienenen Album „12“ und der sofort auf Platz eins der Charts schnellenden, ausgekoppelten Single „Lied 1-Stück vom Himmel“), mit Nena, aber auch mit Rosenstolz, die zunächst im Rahmen ihrer „musikgewordenen Lebenshilfe und Gefühlslyrik“ bspw. mit „Liebe ist alles“ und zwei Jahre später im Jahre 2006 mit: „Ich bin ich“ oder mit: „Anders als geplant“ einen großen Einfluss auf die Neuerfindung des deutschen Schlagers als Deutschpop besaßen, u.v.a. ist die deutsche Schlager- und Popmusik zumindest, was die Verkaufszahlen und die Begeisterung der Nichtjugendlichen angeht, gut bestückt. Allenfalls ist ein Teil der deutschsprachigen Rap-Musik heute im Jahre 2007 in der Lage, vornehmlich im Mainstream des drittgrößten Musikmarktes der Welt ein wirklich jungendliches Publikum zu bedienen, manchmal auch zu begeistern. Neben international bekannten Rap-Stars wie 50 Cent, Eminem oder Missy Elliott, der einzigen Frau im HipHop der Superstars zwischen all den verhaltensauffälligen Macho-

Rappern, und vielen anderen fasziniert im Mainstream auch eine deutsche Rapszene. Die deutschsprachige Rap-Musik wurde in der Vergangenheit mit der Rödelheimer Szene (mit Moses Pelham und mit Sabrina Setlur), zuweilen auch mit den „Fantastischen Bier“ in Verbindung gebracht: heute schon eher mit Xavier Naidoo, den Söhnen Mannheims und immer noch mit Smudo und den Fantastischen Vier, aber auch mit Hamburger- und Stuttgarter Gymnasiasten-Milieus wie Deichkind, Fettes Brot, Sammy Deluxe und Freundeskreis etc. Selbst die Berliner Rap-Avantgarde der Fäkalartistik, des Toilettenhumors wie etwa von der Kreuzberger Rap-Crew K.I.Z., die gegen die wachsende Humorlosigkeit angeht und Kiez-Gangster, sich selbst und Mallorca Prolls veralbert, aber auch die Avantgarde des Hässlichen, eine Art deutscher Gangsta-Rap mit Fler, B-Tight, Kool Savas, Sido und Bushido, scheint eine zeitgemäße Form des deutschen Schlagers (Wagner 1999, 243) im Rahmen ihrer drastischen, die Brutalität des Alltagslebens thematisierenden HipHop-Musik - zwischen Allmacht und Ohnmacht, über Geld, Konsum, Asozialität, Sex und Drogen - zu präsentieren. Mittlerweile singt man auch in großen Teilen der deutschen Popkultur wieder deutsch:

Es gab im Jahr 2006 mit der Berliner Band NM Farmer und ihrem Album: „Das Gesicht“ auch wieder Anschlüsse an den mit kühlen Tönen aufwartenden Diskurspop bzw. deutschen Gitarrenrock der 90er Jahre mit den damaligen Protagonisten der Hamburger Schule wie Cpt. Kirk, Tocatronoc, Blumfeld, Ostzonenwürfelmachenkrebs. Jenseits eines diffus-linken Lebensgefühls wird von NM Farmer „das Diskursgerede selbst parodiert. So raffiniert wie...sie wirft sich keine andere Popband derzeit auf das Ungefähre ungeklärter Lebenslagen. Sie liefern den Soundtrack für die Generation der „urbanen Penner“... Also jener kreativen Elite, die durch ihren niedrigen Lebensstandard die Stadtkultur prägt, aber weder beruflich noch privat weiterkommt. Und die zunehmend verärgert auf ihre Risikobiographien reagiert. Wir sind hier!“ (Müller 2006, 29).

Mehr als 25 Jahre nach Ideal, Extrabreit und DAF macht(e) der Begriff von der neuen „Neuen Deutschen Welle“: die Runde. Neben den Alten wie die wieder erfolgreiche Nena, wie die auch im angelsächsischen

Raum erfolgreich, mit verquastenen Texten der Kälte, des Mysteriums und der Finsternis aufwartenden Brachialrockers Rammstein, wie die alten Punk-Rocker und Fortuna Düsseldorf-Fans: „Die Toten Hosen“, wie die tief ins Schmalztopfchen greifenden, ein Meer von Wunderkerzen herausfordernden und mit eingängigen Popsongs ein breites, vornehmlich Frauen beglückendes Publikum befriedigenden: „Pur“, wie die „musikgewordene Lebenshilfe“ betreibenden und durch seelenlebendige Balladen Herzenswärme ausstrahlenden: „Rosenstolz“ und wie, die den deutschen HipHop in den Mainstream des Pop einführten, „Die Fantastischen Vier“ preschten neue Gruppen vor allem seit der zweiten Hälfte im Jahre 2004 und bis heute (2007) anhaltend in die Charts und in die Gunst eines jüngeren, man kann schon sagen: jugendlichen Publikums.

Rock und Pop heimischer junger Bands im Anschluss an Gruppen wie „Rosenstolz“, wie „Wir sind Helden“ mit der Frontfrau Judith Holofernes aus Berlin, wie „Sportfreunde Stiller“ und „2raumwohnung“, wie „Silbermond“ aus Bautzen und wie die Berliner Göre Mieke mit ihrer Band Mia schwammen bis zur Tsunami-Katastrophe in Südostasien Weihnachten 2004 auf der von „Juli“ aus Gießen (mit Eva Briegel) präzentierten „perfekten Welle“. Sie kamen jenseits flacher Kitschigkeit und überzeugten mit frechen Texten und ehrlicher Musik nach dem Casting-Trübel überdrüssiger Fans wie bspw. auch Annett Louisan mit ihrem Lied „Das Spiel“ und ihrem Album „Bohème“ in die Charts und in die Radiosender - auch ohne Radioquoten für deutsche Musik. Hinzu kamen - die durch Jugendmagazine wie „Popcorn“, „Star Flash“ und „Bravo“ - in den Jahren 2005, 2006 und 2007 intensiv unterstützten sehr erfolgreichen Boygroups nur für Mädchen: die Teenieschwarm-Popper als Stars für pubertierende 7 bis 14-jährige Mädchen wie Tokio Hotel mit dem „süßen“ Kajal-Bill und Tom mit den Dreadlocks aus Magdeburg mit den Alben „Schrei“, „Durch den Monsun“, „Übers Ende der Welt“ und „Zimmer 483“ und wie die vom Godfather (Lou Perlam) aller Boygroups (vorher schon „Backstreet Boys“, „N'Sync“ oder „O-Town“) geschickt gecastete deutsch-amerikanische Boygroup „US 5“ (mit dem blonden Chris aus Köln), die ebenfalls hochfahrende und vielfältige Phantasien von (vor-)pubertierenden jungen Mädchen anregen kann. Allerdings überleb(t)en Bands wie beispielsweise „Echt“ in den 90er

Jahren oder wie „Tokio Hotel“, „U-5“, „Sunrise-Ave“ oder „Monrose“ in der Mitte des ersten Jahrzehnts im 21. Jahrhundert: die Euphorie bzw. den Hype, die sie für junge Mädchen entfessel(t)en, nicht lange. Vielleicht können ja einige Jungen in der deutschen Schlagerszene jenseits der knallharten Raps mit einer wie Jeanette Biedermann, die einen für viele irritierenden Imagewechsel vollzogen hat, gewonnen werden.